

ALMANACH

2006

Geschichten & Erlebnisse

in und um

Fürstenberg / Havel



***Sehr geehrte Leserinnen und Leser,
liebe Fürstenbergerinnen
und Fürstenberger,***

***bei der Lektüre des nun vor uns liegenden
Almanachs 2006 wünsche ich Ihnen viel
Freude und interessante Erkenntnisse zur
Geschichte und mit den Geschichten unserer
Wasserstadt Fürstenberg / Havel.***

***Dieser Almanach beweist einmal mehr, dass
wir in einer Stadt leben, in der es viele tat-
kräftige Bürgerinnen und Bürger gibt, die sich
auf zahlreichen Gebieten für die Weiterent-
wicklung unserer Stadt engagieren.***

***Ich wünsche Ihnen nun viel Muße und Wis-
sensgewinn beim Lesen des Almanachs 2006
und hoffe sehr, dass wir uns in einem Jahr auf
die Ausgabe 2007 freuen können.***

Ihr



***Robert Philipp
Bürgermeister***

	Vorwort.....	2
	Rezept fürs neue Jahr.....	4
<i>Waltraut Meinow:</i>	Gedanken einer kleinen Kiflema	4
	Der Wald (Gedicht).....	6
	Rätsel.....	7
<i>Hans-Jürgen Dünnbier:</i>	Ausländische Gehölze in Fürstenberg.....	7
<i>Dr. Mario Schrumpf und Heiko Strobel:</i>	Wechselwirkungen im Wald.....	9
<i>Dr. Hartzsch (Interview)</i>	Natur- und Landschaftsschutz vor der eigenen Haustür.....	9
<i>Ernst-Friedrich Lunkenheimer:</i>	Als Rentner nach Fürstenberg....	11
<i>Ilse Wernick:</i>	„...mal wieder ein Konzert in unserer Stadt“	12
<i>Jürgen Bünte:</i>	Kaffenkahn - ein alter Schiffstyp lebt auf....	13
<i>Horst Korsinski:</i>	Neue historische Details zum regionalen Postwesen....	15
<i>Ilse Wernick:</i>	Die Draisinenfahrt ist lustig....	17
<i>Waltraut Meinow:</i>	Der Binnenschiffer Carl Hahn....	19
<i>Carl Hahn:</i>	Traum eines jungen Schiffers (Gedicht)	24
<i>Michael Wittke:</i>	Aber wenn der Topf nun ein Loch hat....	28
	„Wenn der Topf aber nun ein Loch hat“ (Lied)....	33
<i>Felicitas Frei:</i>	Im Delikatladen....	34
<i>Dr. Marianne Haus:</i>	Plattdeutscher Abend am 1. Mai 2005	35
<i>Waltraut Meinow:</i>	Ein ungewöhnlicher Markttag	36
<i>Ingrid Raeder:</i>	Begrünung und Verschönerung der Stadt	37
<i>Ilse Wernick:</i>	Vom Fischer und seiner Frau - eine Märchendeutung....	38
<i>Ingrid Raeder:</i>	Baum der Region: Der Kirschbaum	40
	Vergeßt nie! Ein Brief von S. I. Schkatula....	43
	Brief an die Ostdeutschen....	44
<i>Horst Korsinski:</i>	So nah wohnt der Weihnachtsmann	46
<i>Horst Korsinski:</i>	Sitten und Bräuche um Weihnachten	48
<i>Ilse Wernick:</i>	Briefe an den Himmelpforter Weihnachtsmann	51
	Das Geschenk....	52

Rezept für das Neue Jahr

von Catharina Elisabeth Goethe (Mutter von Johann Wolfgang)

Man nehme - - - zwölf Monate,
putze sie ganz sauber
von Bitterkeit, Geiz,
Pedanterie und Angst und
zerlege jeden Monat
in etwa 30 oder 31 Teile, so daß
der Vorrat genau für ein Jahr reicht.

Nun wird jeder Tag einzeln angerichtet:
aus einem Teil Arbeit
und zwei Teilen Frohsinn und Humor.

Man füge drei gehäufte Esslöffel
Optimismus hinzu, einen Teelöffel Tole-
ranz, ein Körnchen Ironie
und eine Prise Takt.

Dann wird die Masse sehr reichlich
mit Liebe übergossen.
Das fertige Gericht schmücke man
mit Sträußchen
kleiner Aufmerksamkeiten
und serviere es täglich mit Heiterkeit.

Gedanken einer kleinen Kiflema von Waltraut Meinow

Von Geburt an nur ein Winzling - aber dennoch bin ICH die heimliche Herrin des ortgrößten Tourismusobjektes in dieser Stadt mit sooooo viel Wasser, von dem ich übrigens weitaus mehr sehe, als die meisten der sich flüchtig umschauenden Durchreisenden.

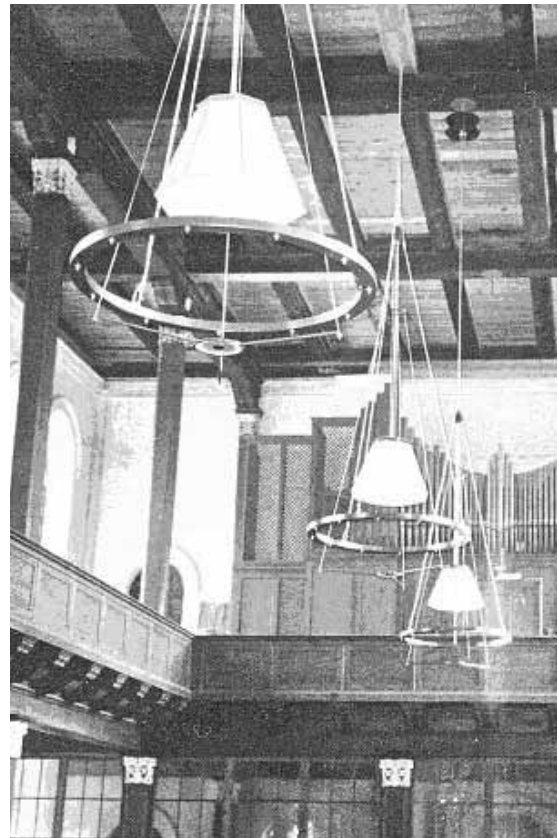
Keiner kennt mich, nicht mal Herr Pastor Juergensohn, denn tagsüber verdünne ich mich ganz nach oben, husch, husch. Denn mein Lebenselixier ist die Nacht. Da hängen wir denn im Fersenhang einer neben dem anderen, oben an der Decke, möglichst weit entfernt von den dröhnenden drei Glocken in fis, dis und mis - stimmt dies so? Ich weiß nicht Zwar bin ich nachtaktiv, aber glaubt ja nicht, daß ich vom Tage nichts mitbekomme!

Denn darüber will ich Euch - besonders den Urlaubern - ja berichten.

Wer ich bin? Kommt sowieso keiner drauf - ich bin die kleine Kiflema. Ob ich nun zu den „Myotis myotis“ oder den „Pipistrellus pipistrellus“ gehöre, weiß ich nicht mal so genau... Jedenfalls zähle ich zur großen Gruppe der Fledermäuse --- denn ich bin die **Kirchen-Fleder-Maus**.

Den Winter verschlafe ich mit meinen Artgenossen oben im Glockenturm. Aber im Frühjahr werden wir wach und ab Mai wird's so richtig interessant in meiner riesigen, fast 160 Jahre alten Unterkunft ... Von da an kommen

wir alle am Tage - der Zeit unserer Siesta - nicht mehr zur Ruhe. In Gruppen oder einzeln kommen diese Störenfriede - auch Menschen genannt - durch das nunmehr tagsüber geöffnete Kirchenportal - in der Hauptsaison bis zu



Die neuen Lampen in der alten Kirche

150 bis 200 Personen am Tag.

Die einen stürzen sich gleich auf den Bücherbazar, da gibt's haufenweise Buch für wenig Geld. Die anderen entscheiden sich nach längerem Nachdenken für einen Kartengruß mit gepressten Blumen oder eine andere schöne Handarbeit, wie z. B. Häkelschuhe. Übrigens selbst angefertigt von den Damen des eifrigen Kirchenbastelkreises und anderen, meinen jahrelangen unbekanntem „Untermietern“, die sich im Winter sonntags um 10:00 Uhr in einem Raum direkt unter uns versammeln. Und dann hör' ich's murmeln, auch singen und vernehme Geräusche - genannt Musik - all das nennt sich Gottesdienst. Im Sommer dann ziehen sie um in die Hauptkirche.

Aber zurück zu den in der wärmeren Zeit Eintretenden. Die meisten dieser riesigen Zweibeiner gehen geradeaus in meine Unterkunft, gucken weder rechts noch links. Als wüssten sie, daß sie dort etwas ganz besonderes erwartet - Ihr Einheimischen wisst ja längst, was ich meine. Dieses unendliche, 7 m lange Stück Stoff, das mit so vielen bunten Symbolen und einem Spruch bedeckt ist. Mein schlaues Nachbar-Mausohr sagte dazu auch „Grabtuch“.

Es ist so verworren, so kompliziert auf den ersten Blick, daß die Menschen Hilfe brauchen, um zu verstehen und sie finden sie. Manche der älteren freundlichen „diensthabenden“ Damen der „Offenen Kirche“ ist förmlich begierig drauf, diese schlichte und doch so bedeutungsvolle europa- und möglicherweise auch weltweite Einmaligkeit zu erklären. Ich sehe bei meinen seltenen Vorbeiflügen in der Nacht links unten ein Tor (es soll das von Jerusalem sein), Waffen, ein mir unbekanntes Tier mit rotem Kamm, das wohl krähen kann und es an bedeutsamer Stelle wohl dreimal tat, ich erkenne eine Schüssel mit roten und weißen Fingern, etwa Bluuuuut? Ich mache ziemlich oben in der Batikarbeit die Sonne und den Mond aus, sowie ein strahlendes Gesicht ohne menschliche Züge und dann ist da noch das Weizenkorn. Ohne jemandem zunahe zu treten - die Botschaft wirklich richtig zu verstehen, gelingt meist nur mit Hilfe. Ein möglicher-



Zeichnung: Horst Korsinski

weise bekannter Freund des damaligen Pastors Böttger, ein - hört, hört! - katholischer Künstler aus Magdeburgs Nähe - saß nächtelang und schuf dies Kunstwerk für Euch alle - den Menschen zur Freude. Sie sollten sich setzen und über den Batikbehang nachdenken. Man nennt ihn nicht umsonst auch - „Meditationsteppich“.

Nur muß ich jetzt abends aufpassen beim Fliegen. Denn seit rund einem Jahr hängen dort drei große kunstvolle Lampen von einem Professor, an die ich fast immer anstoße, wenn ich durch die Winterkirche zum Altar fliege. Angeschaltet leuchten sie so strahlend schön, daß sie mich immer blenden, wenn ich auf der Empore neben der großen Orgel sitze. Manchmal denke ich aber auch, daß sie wegen der Pracht und des Glanzes fast eher in eine weit bedeutendere Kirche hineinpassten. Mein zarter, empfindsamer Körper empfindet eine gewisse Disharmonie - der schlichte, holzbetonte Innenraum und diese supermodernen Lampen ... aber das geht ja mich nichts an. Ich zahle ja nicht mal Miete, sondern bin für die kostenlose Unterkunft in der majestätischen Kirche den Gemeindemitgliedern sehr dankbar. Und ich kann meine Meinung frisch und frei äußern, brauche mich nicht an ein Sprichwort zu halten „wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe“. Ich bin eine freie, kleine Kiflema, zumal ich kein Brot, sondern nur Fleisch und Bluuuuut verspeise. Aber mal was loswerden, das darf ich doch wohl - ohne daß mir jemand böse ist?

Ach - ich bedaure ein wenig die Menschen, die die schöne Welt nicht aus so luftiger Höhe sehen können, wie ich. Welch herrlicher Ausblick auf diese in Wald eingebettete Endmoränenlandschaft. Dabei bestünde vielleicht so eine Aussichtsmöglichkeit... Posaunisten unter dem früheren Pastor Erdmann bliesen von der Empore, gleich neben meiner Wohnung. Aber seit der Kupferdachdeckung vor vielleicht 10 Jahren oder mehr, wurde auch der Boden dieser Empore in ca. 20 m Höhe mit Kupferblech ausgekleidet und ein Betreten ist nicht mehr erlaubt. An eine mögliche Aussichtsplattform dachte man damals nicht. Hin und wieder aber höre ich so einen Wunsch von Fremden im Gespräch mit den beaufsichtigenden Damen, die dann immer „leider unmöglich“ sagen müssen. Aber meine Nachbar-KiFleMa flüsterte mir neulich ins Ohr, daß sie da was positives gehört hat...

Gut hören kann ich auch, dank meiner übergroßen Ohren. Sonst entgingen mir so manche Bemerkungen der Besucher dieser Kirche, die sich wundern, daß sie z. B. falsch herum gebaut wurde. Manch einer des Klavierspielens mächtiger Urlauber würde gern einmal die große Orgel bedienen, die so tiefgreifend „dröhnt“, daß der ganze Körper mitschwingt - für mich

immer eine Tortour... Aber für die Gäste sind Orgelkonzerte immer ein Hochgenuß. Notrepariert wurde die Orgel - sie ist also immer noch nicht im Vollbesitz ihrer Kräfte.

Ob also Fremde mal auf dem Klangkörper spielen dürfen...??? Ich würde für den Fall eine kleine Spendenbüchse auf das Manual stellen... Auch die große Spendenflasche an Ausgang freut sich über die einfallenden tönenden Münzen. Denn die Kirchgemeinde ist dankbar über jedes dieser blitzenden Geldstücke. Der Unterhalt eines und außerdem so riesigen Kirchenhauses ist dermaßen aufwendig, daß es niemals gänzlich in Ordnung gebracht werden kann. Immer nur stückweise geht's voran. Die neuen Fenster sind bald alle eingesetzt, mit finanzieller Unterstützung vieler. Die Kircheneingangstür soll in Angriff genommen werden. Ein Glück, daß die Unterkunft für mich und meine zahlreiche Sippschaft keine Kosten verursacht! Mietfrei wohnen - das ist heutzutage nur noch ein tierisches Vergnügen!

Ich hoffe Ihr Gäste seid neugierig geworden und besucht mal mein Quartier, im Herzen Fürstenbergs.

Eure kleine Kiflema, die Euch schöne Urlaubstage in der Wasserstadt wünscht.

Der Wald

Wenn ich an Kopfweh leide und Neurosen,
mich unverstanden fühle oder alt,
wenn mich die holden Musen nicht liebosen,
dann konsultiere ich den Dr. Wald.

Er ist mein Augenarzt und mein Psychiater,
mein Orthopäde und mein Internist.
Er hilft mir sicher über jeden Kater,
ob er aus Kummer oder Rotwein ist.

Er hält nicht viel von Pülverchen und Pillen,
doch um so mehr von Luft und Sonnenschein!
Und kaum empfängt mich seine duft'ge Stille
raunt er mir zu: Nun atme mal tief ein.

Ist seine Praxis auch sehr überlaufen,
in seiner Obhut läuft man sich gesund,
und Kreislaufschwache, die kaum noch schnaufen,
sind morgen ohne klinischen Befund.

Er bringt uns immer wieder auf die Beine
und unsere Seelen stets ins Gleichgewicht,
verhindert Fettansatz und Gallensteine -
bloß Hausbesuche macht er leider nicht.

Dichter unbekannt

Liebe Urlauber,



wo im Umkreis von 5 km vom Fürstenberger Zentrum ist dieses sich „küssende Baumpaar“ zu finden? Um es nicht ganz so schwer zu machen... im Westen, an einem Wanderweg, suchen! Die Lösung bitte bis 30. September 2006 im Tourismusbüro am Markt abgeben. Unter den richtigen Einsendungen wird im Oktober 2006 der Gewinner gezogen. Der Preis ist ein Heft des „ALMANACH 2007“.

Ausländische Gehölze im Fürstenberger Waldgebiet

von Hans-Jürgen Dünnbier

Gibt es für die Flora „Ausland“? Haben nicht vielmehr Menschen mit ihrem Drang nach Entdeckungen, „Gastbaumarten“ aus anderen Kontinenten nach Europa gebracht, um das Wachstum derselben zu untersuchen. Heute wissen wir, daß vielfältige geologische Prozesse Einfluss auf die Entwicklung von Arten und deren Untergang hatten.

Vor 65 Millionen Jahren begann das tertiäre Erdzeitalter und wurde vor 2 Millionen Jahren vom Quartär abgelöst. Das tertiäre Klima war warm und feucht, so daß beste Wachstumsbedingungen herrschten. In den Wäldern Mitteleuropas wuchsen alle uns heute vertrauten Gehölze, aber auch solche, die wir heute nur aus fernen Zonen der Erde kennen, wie Magnolien, Amberbäume, Hemlocktannen, Mammutbäume, Sumpfympressen u. a.

Die Erde wurde wiederholt von ökologischen Katastrophen heimgesucht, im Quartär war das der Wechsel von Eis- und Warmzeiten, was zur Artenverarmung führte. In Europa wirkte die ost-westwärts verlaufende Barriere der Alpen auf die Vegetation verheerend, und es gab artenarme Rückwanderungsströme in ein nahezu baumloses Gebiet nördlich der Alpen. Erst 13.000 Jahre nach der letzten Eiszeit konnte sich z. B. die Rot-Buche wieder

ausbreiten.

Mit der Entdeckung neuer Kontinente, besonders des amerikanischen, stellte man fest, daß unter ähnlichen Klimaverhältnissen Gehölzarten, die in Europa fremd waren, gedeihen konnten. Das war durch die nord-süd-verlaufenden Gebirgsketten, die ein Ausweichen der Vegetation während der Eiszeit nach Süden ermöglichte, vorteilhaft für die Rückkehr vieler Arten.

Mit einem gezielten Anbau geeigneter „ausländischer“ Gehölze aus fernen Erdteilen wurde in Europa im 19. Jahrhundert begonnen.

Im Fürstenberger Waldgebiet sind vor ca. 100 Jahren erste Anbauten in den damals mecklenburgisch-strelitzschen Revieren Drögen, Steinförde und Schönhorn mit Douglasien und Riesenlebensbaum, meist als Einzel- oder Gruppenanpflanzungen durchgeführt worden. Ab 1960 erfolgte unter meiner Anleitung der Anbau von insgesamt 15 nichtheimischen Nadelbaumarten und sechs Laubbaumarten auf verschiedenen Standorten. Das Saatgut stammte teilweise aus Importen oder wurde von eigenen Zapfenpflückern geerntet und in forsteigenen Baumschulen in der Oberförsterei Steinförde ausgesät. Beerntet wurden Bäume auf den Friedhöfen in Fürstenberg, Neubran-

Zum Thema „Gehölze, Naturschutz“ stellen wir Ihnen drei Beiträge vor.

Anpflanzungen

erfolgten mit folgenden Baumarten, größtenteils auf Kleinflächen oder Einzelanbau:

Abies concolor	Coloradotanne
Robinia pseudacacia	Robinie
Abies grandis	große Küstentanne
Quercus rubra	Roteiche
Abies nordmanniana	Nordmannstanne
Prunus serotina	Traubenkirsche
Pseudotsuga menziesii	Küsten-Douglasie
Acer negundo	eschenbl. Ahorn
Tsuga canadensis	Hemlockstanne
Corylus colurna	Baumhasel
Picea omorika	serbische Fichte
Aesculus hippocastanum	Roßkastanie
Picea pungens	Stechfichte
Picea sitchensis	Sitkafichte
Pinus strobus	Weymoutskiefer
Pinus banksiana	Bankskiefer
Pinus contorta	Murraykiefer
Pinus mugo	Bergkiefer
Pinus nigra	Schwarzkiefer
Thuja plicata	Riesenlebensbaum

Auswärtige Pflanzen...

...in heimischen Parkanlagen

Es sei zuvor bemerkt, daß der schottische Dendrologe John Booth mit seiner Baumschule bei Hamburg, in der er speziell ausländische Gehölze erzog, auf Bismarck stark einwirkte. Als preußischer Ministerpräsident und später als Reichskanzler ließ er Versuchsflächen ausländischer Baumarten anlegen, was schließlich 1880 zu einem Arbeitsplan des Vereins der forstwirtschaftlichen Versuchsanstalten führte. Bismarck förderte das Vorhaben mit staatsmännischer Weitsicht. Das hatte m. E. Auswirkungen auf den damaligen Sägewerksbesitzer Zimmermann in Fürstenberg. Er legte 1906 den heutigen „Havelpark“ an und ließ ihn von einem Gärtner pflegen. Der Park hat eine Größe von 12,60 ha und ist durch Vermögenszuordnung in das Eigentum der Stadt Fürstenberg gelangt. Leider ist er wenig sachkundig „gepflegt“ worden. In ihm kommen 42 Gehölzarten vor, darunter als „Ausländer“ Schwarzkiefer, Weymouthskiefer, Douglasie, japanische Lärche, Coloradotanne, Bergkiefer, Roteiche, Robinie, spätblühende Traubenkirsche, Ölweide. Der Park sollte in Zukunft mit weiteren Gehölzen in seiner Vielfalt bereichert werden.

denburg, Parkanlagen in Fürstenberg, Bestände im Forstrevier Exin und Blumenow.

In den Revieren Ravensbrück, Altthymen, Kastaven und Fürstenberg sind bis zu neun Arten nachweisbar, in den Revieren Steinförde und Schönhorn alle 21 Arten.



...im Wohnbereich der Stadt

Hier sind seltene Gehölze eines besonderen Schutzes bedürftig. Eine Baumschutzordnung für die Stadt und die Gemeinden Fürstenbergs sollte erarbeitet werden, in der auch Verpflichtungen zu artengerechter Neuanpflanzung enthalten sein sollten. Selbstverständlich ist Fürstenberg mit seinem Streben zum Erholungsort auch zu einer Ausweitung der Bepflanzung von Straßen und öffentlichen Plätzen gefordert. Vorhandene Ödländereien sollten analysiert werden und eine Perspektive erhalten. Finanziell dürfte die Stadt kaum belastet werden, da Ausgleichsflächen für Ersatzpflanzungen im Zuge von Verkehrs- und Baumaßnahmen gesucht sind.

Anmerkungen des Redaktionskollegiums:

Wer mehr zu „gebietsfremden Arten“ wissen möchte: Das Bundesamt für Naturschutz hat u. a. das „Positionspapier des BfN 'Gebietsfremde Arten'“ (BfN-Skript 128) herausgegeben (erhältlich im Bundesamt für Naturschutz = Tel. 0228 8491 0)

Frage an die Stadtverwaltung: Ließen sich die wichtigsten Bäume im Havelpark (dendrologisch wichtiges Gebiet) nicht dauerhaft beschriften?

Wechselwirkungen im Wald

von Dr. Mario Schruppf und Heiko Strobel

Manche Fehlanbauten „bereinigen“ sich im Verlaufe der Zeit von selbst - wie z.B. Gemeine Fichte: Diese benötigt eine höhere Jahresniederschlagsrate, als dies unsere Lagen zu bieten hätten. Außerhalb der Moore bringen Wassermangel, das Wild und die mittlerweile auch hier vertretenen Borkenkäfer diese Fichten auf lange Frist zum Absterben. Nicht so in Mooren, wo der Wassermangel aus der Atmosphäre durch das im Moorkörper gespeicherte Wasser kompensiert wird und sich diese Art auch aussamt. Hier ist es wichtig, um den Lebensraum Moor und dessen Wasserspeicherfunktion zu erhalten, die Fichten zu entnehmen.

Bei anderen Arten ergeben sich erst im Verlauf einer längeren Entwicklungsphase Probleme, die vorher nicht bedacht wurden - z.B. Spätblühende Traubenkirsche, die man in den Kiefernwäldern Brandenburgs als invasive (sich ausbreitende) Art bezeichnen kann. Z.B. alte Robinien, die man häufig in Alleen finden kann, bieten mit ihrer groben Rindenstruktur ideale Bedingungen für bestimmte Fledermausarten als Ersatzlebensraum für in unserer Landschaft ungenügend vorhandene alte einheimische Baumarten (Eiche, Buche, Ahorn etc.). Aber diese Art hat auch einen sehr

invasiven Charakter.

Ein großes Gefährdungspotential somit besteht vor allem in der leichtsinnig betrachteten anfänglichen Unanfälligkeit für Schädlinge und Krankheiten dieser Baumarten. Denn schnell kann dieser „Vorteil“ in einen absoluten Nachteil umschlagen, wenn ein auf diese Pflanze angepasster Schädling oder eine Krankheit einwandern, sich ausbreiten können und entsprechende Gegenspieler in der heimischen Fauna vollständig fehlen. Ein typisches Beispiel dafür ist die Kastanien-Miniermotte, die zurzeit den in Brandenburg nicht heimischen Rosskastanien das Leben schwer macht.

So kann ein großer Waldkomplex in relativ kurzer Zeit zusammenbrechen, was einen erheblichen Verlust für den Waldbesitzer, aber auch für die Allgemeinheit darstellt. Auch verschafft diese augenfällige Resistenz gegenüber Schaderregern dieser Pflanze eben nicht nur dort, wo wir sie gepflanzt haben, einen „Vorteil“, sondern auch dort, wohin sie sich im Verlaufe der Zeit aussamt und durch Verdrängung heimischer Arten zu einer Reduzierung der Artenvielfalt und allgemein zu einer Florenverfälschung führt.

Dr. Mario Schruppf ist Leiter des „Naturparks Stechlin - Ruppiner Land“; Heiko Strobel ist zuständig für Forstbestände

Natur- und Landschaftsschutz

fängt vor der eigenen Haustür an *Interview mit Dr. Hartzsch*

Viele Mitbürger pflanzen zunehmend häufig fremdartig aussehende Gehölze von Baumärkten in ihre Gärten - was halten Sie davon?

Nicht alles was die Gartenmärkte anbieten ist für unsere Grundstücke geeignet. Vor allem die „Gartenmarkt-Bonsais“ sind eine schlimme Modeerscheinung, keinesfalls „Ersatz“ für entnommene wertvolle Baumarten. Auch für freiwachsende oder streng geschnittene Hecken gibt es geeignete Arten, die eine ökologische Bereicherung darstellen. Die Forstbaumschule Templin beispielsweise vermehrt einheimische Gehölze, darunter durchaus auch Raritäten. Die Grundstückseigner sollten sich von Fachleuten beraten lassen, welche Gehölzpflanzen standortgerecht sind und ästhetischen sowie ökologischen Ansprüchen genügen.

Seit Lockerung des Baumschutzgesetzes

hört man auch im Fürstenberger Stadtgebiet sehr oft die Säge, die wieder einen Baum „zur Strecke“ bringt. Ganze Wohngebiete verändern dadurch langfristig ihr Gesicht und ihren Charakter. Was kann man dagegen tun?

In der durchaus löblichen Absicht, Bürokratie und übertriebene Regulierungen abzubauen hat die „Große Koalition“ in Brandenburg neoliberalen Novellierungen von Rechtsvorschriften (Landeswaldgesetz, Naturschutzgesetz, Baumschutzsatzungen für Wohngrundstücke) zugestimmt, die sich verheerende auswirken können, wenn die Bürger, aber auch Investoren, Kommunalverwaltungen und Straßenmeistereien sie gedanken- oder skrupellos ausnutzen.

In Wohngebieten und auf Wohngrundstücken ist das „Zusammenleben“ mit Bäumen nicht immer konfliktfrei. Daher wird bei

Dr. Hartzsch ist der ehemalige Leiter der Waldarbeiterschule in Lychen

Fällarbeiten oft des Guten zuviel getan. Das geschieht in unserer Region (wirklich von den Zuständigen unbemerkt?) auf Hunderten von Hektar in „Ferienhaussiedlungen unter Wald“ (diese sind keine Wohngrundstücke und daher trifft die Deregulierung der Baumschutzsatzung für sie nicht zu) oder in Wohngebieten, die durch Waldbäume geprägt sind. So auch in Ihrer noch einmaligen Siedlung am Röblinsee. Nur: bis ein Baum richtig ansehnlich ist, braucht es mehr als hundert Jahre. Es gibt auch Beispiele dafür, wo nach Totalfällung eine Allee nicht erneuert wird, weil die Anwohner keine Bäume wünschen.

Sie fragten aber, was kann man dagegen tun? Für Siedlungen und Ferienhausgebiete

(freiwillige Baumschutz- und Gestaltungssatzung für ihre Siedlung, auch Organisation, Absprachen, evt. auch mal aufklärerischen Streit mit diesem oder jenem Nachbarn, gemeinschaftlicher Aufwand an Arbeit und Kosten, Kompostierung auf dem eigenen Grundstück oder ein Beitrag zur Schaffung kommunaler Kompostierplätze). Auch die Verkehrssicherungspflicht kostet möglicherweise für Baumgutachten, zumindest höhere Versicherungskosten.

Muß die Röblinseesiedlung mit der zu erwartenden B96-Umgehungsstraße befürchten, daß sich ein verstärkter Baumeinschlag in der Röblinseesiedlung negativ auswirkt?

Sie weisen richtig darauf hin: Zwischen einer Bundesstraße wie der B96 und der Filterwirkung des Baumbestandes und den Stäuben, aber auch dem Lärm, besteht ein Zusammenhang. Niemand weiß das besser, als die Anlieger der Fürstenberger Innenstadt. Diese sind in besonders schlimmer Weise davon betroffen. Mit einem veränderten Verlauf der Straße würde dieser für sie unhaltbare Zustand erheblich gemildert. Unvermeidlich entstehen dafür Konflikte an anderer Stelle. Es ist eine Sache der Abwägung, welche Entscheidung getroffen wird. Die Bürger können aber auf die Art der Ersatz- und Ausgleichsmaßnahmen Einfluß nehmen. Vielleicht befördern die möglichen Auswirkungen der Umgehungsstraße das Nachdenken der Bürger, auch der Röblinseesiedlung, über den Wert jedes einzelnen Baumes im Wohngebiet. Der Nutzen eines lebenden Baumes für uns alle beträgt etwa das 2000fache seines Holzwertes, hat Prof. Dr. Frederic Vester errechnet und durch Beispiele belegt. „Ein Baum ist mehr als ein Baum“ heißt eines seiner Bücher, in welchem er die landeskulturellen und sozialen Komitativwirkungen (lat. „comitatus“ - Folge, Begleitung) für Laien und Fachleute gleichermaßen anschaulich beschreibt.

*Es bedarf nur eines Anfangs,
dann erledigt sich das übrige.*

Sallust

unter Wald braucht man Sonderregelungen, freiwillige „Statute“ der Gemeinschaft, Aufklärung. Ausgebildete Landschaftsgärtner, Förster und Landschaftspfleger sollte man für die Fachberatung und zur tätigen Mithilfe gewinnen. Das kostet organisatorischen Aufwand, zuweilen auch Geld. Geld auch der Anlieger solcher „privilegierter“ Wohnsiedlungen wie am Röblinsee. Sind die Grundstücksbesitzer dazu bereit? Immerhin: Kiefern nadeln erheblich, werfen Zapfen ab und Laubbäume Blätter, Samen und Früchte, sogar auf den englischen Rasen des baumfreien Grundstücks des Nachbarn. Fragen Sie in Ihrer Siedlung, ob die Grundstückseigner gewillt sind, etwas für den Erhalt des Charakters ihrer Siedlung zu tun

Anmerkung des Redaktionskollegiums:

Ein Fürstenberger Verein hat sich u. a. die Gestaltung der Fürstenberger Röblinsee-Siedlung in technischer und ästhetischer Hinsicht als Grundsatzanspruch „auf die Fahnen geschrieben“. Damit diese Siedlung ihren einstigen Waldcharakter nicht gänzlich verliert, könnte nur dieser Verein als „Retter“ in Frage kommen. Weit über 50% des einstigen Baumbestandes auf den Privatgrundstücken sind bereits den nicht verstummenden Motorsägen zum Opfer gefallen...

Eine zu erarbeitende Baumschutzsatzung, eher vielleicht ein „Baum-Entwicklungs-Positionspapier“ - als Richtschnur des Handelns - könnte der zunehmend baumlos werdenden Siedlung helfen. Die Einsicht der Grundstückseigentümer hört verständlicherweise da auf, wo die Finanzen anfangen (sprich - kein Versicherungsschutz des Hauses mehr bei Windstärken unter 8..., also vorsichtshalber alle Bäume weg). Mögen die Stadtverwaltung, der betreffende Verein, die Grundstückseigentümer und Fachleute sich recht bald für eine baumreiche und nicht baumlose Zukunft der Siedlung stark machen).

Als Rentner nach Fürstenberg

von Ernst-Friedrich Lunkenheimer



Auftritt des Kirchen-Chores bei der Einweihung des alten Brunnens in Fürstenberg

Im Sommer 2000 würden wir unsre Dienstwohnung in Zehdenick räumen müssen. So viel war sicher. Nicht sicher war: wohin dann? Ende 1994 hatten wir deshalb angefangen, ernsthaft nach etwas zu suchen, außerhalb der Stadt (in früheren Zeiten galt der Rat, ein Pfarrer solle seinen Ruhestand nicht an seinem Dienstort verbringen). Meine Frau las eines Tages in der Zeitung eine kleine Anzeige, ein „EFH, rep.bed.“, sei in Fürstenberg, Röblinseesiedlung, zu verkaufen. So nahm die Sache ihren Lauf.

Wir zogen schon im Sommer 1997 nach Fürstenberg. Eine Vorruhestandsregelung machte es möglich und die Hoffnung auf eine baldige Neubesetzung (statt einer späteren Stellenstreichung) in Zehdenick legte es nahe. Unser Haus war noch lange nicht in Ordnung, aber wir konnten schon richtig drin wohnen.

Hier in Fürstenberg dauerte es nicht lange, bis meine Frau, die studierte Kirchenmusikerin, ehrenamtlich das Orgelspiel im Sonntagsgottesdienst und die Leitung des Kirchenchores übernahm. Aber außer Orgelspiel und Chorsingen gibt es ja noch ein Stück Kirchenmusik: den Posaunenchor. Eine kleine Schar von noch nicht 10 Jährigen fand sich, um Trompete oder Posaune blasen zu lernen. Nicht alle hielten durch. Aber die vier, die dabei blieben, hatten Glück: unser neuberufener Landesposaunenwart, ein temperamentvoller Argentinier, kümmerte sich verstärkt um die Jungbläser. Dort lernten sie nicht nur Technik, sondern auch die Freude am Blasen, und viel Neues. Wenn sie dann von den mehrtägigen Kursen nach Hause kamen und wir uns die Stücke gemeinsam vornahmen, die sie dort gelernt hatten, dann kam es vor, dass unsre Enkel sagten: „Nee, Opa, nich so lang musst du das blasen. Ich machs

mal vor.“

Ist es eine Schande, erst im Rentenalter zu üben, wie südamerikanische Musik anders gespielt wird als eine Pavane von Pezelius oder ein Choral von Johann Sebastian Bach? Von welchem Alter an sind wir eigentlich zu alt, um noch Neues zu lernen?

Musik ist lebendig und in jeder Generation irgendwie anders, genau wie die Dichtung in Literatur und Theater, wie der Film oder

*Wenn alle Brunnlein fließen,
so muss man trinken,
wenn ich mein' Schatz nicht rufen darf,
tu ich ihm winken...*

Volkslied

die Bildende Kunst. Solcher Erkenntnis würde nie jemand widersprechen, außer wenn es ihn selbst betrifft. Im Kirchenchor zum Beispiel wird eine verantwortliche Kantorin nicht nur Stimmen üben von Stücken, die auch vor hundert oder zweihundert Jahren schon gesungen wurden, sondern Freude machen auch an guter heutiger Musik. Keine Kunst kommt von selbst, und üben kann manchmal richtig harte Arbeit sein. Und noch härter wird es, wenn leise zu hören ist: „warum singen wir nicht Bach, der klingt doch am allerbesten.“

Und dann ist es doch wieder schön, nach mühevollen wöchentlichen Proben ein solches

Konzert zu gestalten wie die „Advents- und Weihnachtsmusik im Schloss“. Die war voriges Jahr leider zum letzten Mal.

In diesem Jahr - 2005 - hing zehn Mal über dem Stadtkirchenportal das große Textband „Heute Konzert“. Viele auswärtige Besucher kennen inzwischen die „Fürstenberger Sommermusiken“, und auch einige Einheimische haben Freude dran. Manches Mal wirken Kirchenchor und Bläser dabei mit. Das ist dann stärkste „musikalische“ Belastung für die Kantorin. Aber auch, wenn Gruppen von außerhalb kommen, wartet oft Unvorhergesehenes: wer macht uns vorher oder nachher was zu essen

und zu trinken?, wo können wir am Nachmittag baden gehen?, wo können wir unseren Bus parken?... Und manchmal brauchen wir auch Nachtquartier und eine Versorgung rund um die Uhr, wie bei den Thüringer Sängerknaben... Zum Glück macht Musik dann auch immer wieder Freude.

Und abends, wenn alles vorbei ist, stellen wir die Leiter an, machen das Textband „Heute Konzert“ wieder ab, und sagen uns: Heute war also wieder mal ein Konzert in unsrer Stadt Fürstenberg.

„...mal wieder ein Konzert in unserer Stadt...“

Anmerkungen zum Bericht von Herrn Lunkenheimer von Ilse Wernick

„Heute war also wieder mal ein Konzert in unserer Stadt Fürstenberg“.

Diesen abschließenden Satz aus Herrn Lunkenheimers Artikel möchte ich als Einstieg nehmen, um weitere Aktivitäten des Kirchenchores aufzuzeigen. Viele Leute überwinden ihre Schwellenangst, in die Kirche zu kommen, wenn so ein Textband über der Eingangstür der Stadtkirche „Heute Konzert“ lockt. Und wie sieht es bei den Gemeindegliedern aus? Müßten sie nicht ab und zu den umgekehrten Weg gehen? Das heißt, hinaus aus den behüteten Räumen der Kirchengemeinde? Der Chor zeigt Beispiele:

Neben der Advents- und Weihnachtsmusik gab es Volksliederkonzerte im Schloß. Gerne sangen wir dort auch in der Adventszeit Weihnachtslieder auf den Pflegestationen; das geschah nun erstmalig im neu erbauten Alten- und Pflegeheim der Diakonie.

Ein weiterer Anziehungspunkt für den Chorgesang ist der Stadtpark. Einmal im Jahr ist dort ein ökumenischer Gottesdienst. Zu dem Thema Ökumene erwähne ich noch den 2. Weihnachtsfeiertag. Dann singt nämlich unser Chor in der katholischen Kirche zur Messe.

Beliebt ist auch das Sängertreffen im Stadtpark. Es treffen sich Chöre, nicht nur aus Fürstenberg, sondern auch aus der Umgebung.

In der Gedenkstätte Ravensbrück wird einmal im Jahr ein Gottesdienst gefeiert. Zu diesem Anlaß an diesem Ort auch geeignete Lieder und Chorsätze zu finden, bedarfes eines besonderen Einfühlungsvermögens!

Gern öffnet die Gemeinde in Himmelfort ihre Pforten für unseren Chor. So ist es z. B. der Kräutergarten Gottesdienst, der jährlich im Sommer stattfindet.

Abschließend möchte ich noch dankbar erwähnen, daß der Chor unter der Leitung von Frau Christa Lunkenheimer nicht nur zahlenmäßig gewachsen ist, sondern sich auch verjüngt hat. Ebenso dankbar sind wir für das Mitwirken des Posaunenchores bei den meisten Konzerten, den ihr Ehemann gegründet hat. So haben wir eine segensreiche Arbeit erlebt und können uns auch weiterhin darüber freuen. Schön, daß es solche aktiven Rentner in unserer Stadt gibt!

Eine Besonderheit war der Einsatz des Chores zum Gottesdienst am 2. Advent 2004. Daß dieser Gottesdienst im Rundfunk übertragen wurde, war für uns alle aufregend und spannend. Für diejenigen, die nicht dabei sein konnten, kann eine CD ausgeliehen werden.

Ein Ereignis besonderer Art war die Einweihung des Brunnens in der „Krumme Straße“. Ein mittelalterlicher Brunnen wurde entdeckt und die Brunnenkrone im alten Stil neu aufgebaut. Der Auftakt zu diesem Festakt fand im „Brunnengottesdienst“ in der Stadtkirche statt. Danach machten sich die Gemeinde und ihr Chor zum Brunnen auf den Weg. Wir wurden schon von Fürstenberger Bürgern erwartet. Es gab Festreden und Gesänge. Die ganze Veranstaltung zur Brunneneinweihung stand unter der Obhut von Pastor Lunkenheimer, der unseren Ortpfarrer Herrn Thomas Juergensohn vertrat. Und so findet sich an dieser Stelle eine gute Gelegenheit, auch an die Gottesdienstvertretungen während der einjährigen Pfarrvakanz zu erinnern.

Kaffenkahn -

ein alter Schiffstyp lebt auf und erinnert

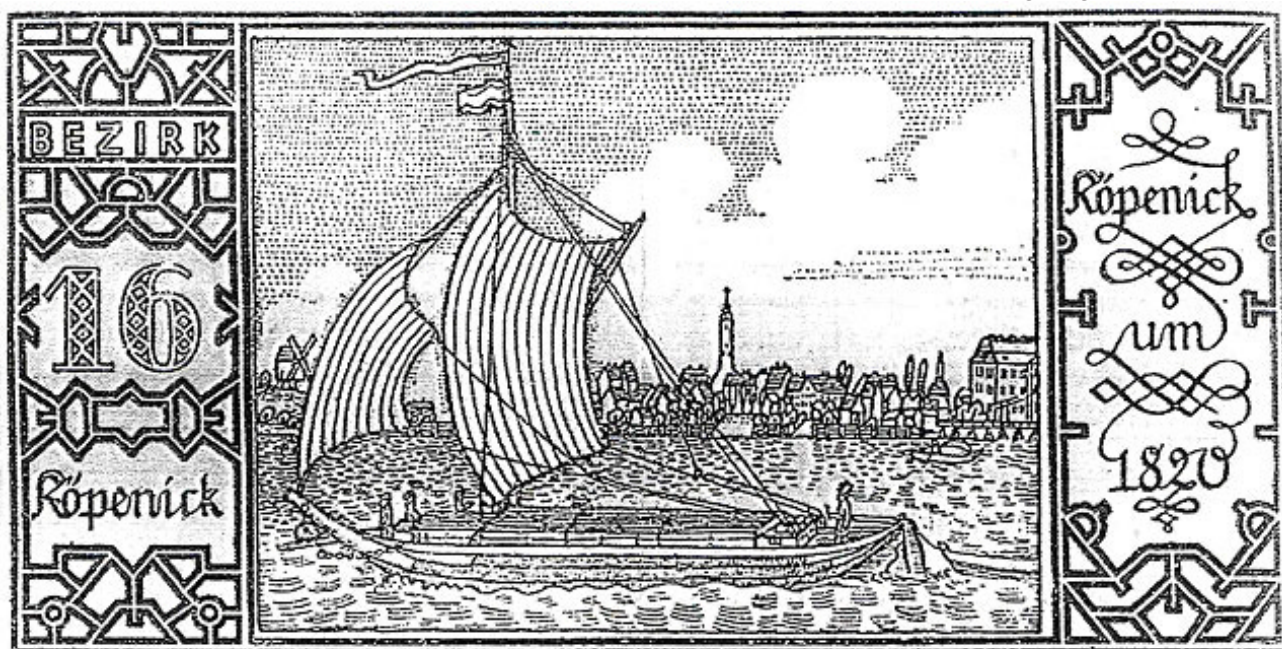
Von Jürgen Bunte

Fürstenbergern, die ihr 90stes Lebensjahr überschritten haben, bietet sich ein ihnen aus ihrer Jugend wohl vertrautes Bild, wenn sie auf der Havel neuerdings wieder einen Kaffenkahn vorübergleiten sehen. Der Fürstenberger Hotelier Peter Alker hatte nämlich die pfiffige Idee und die nötige Sachkenntnis, einem alten Schiffstyp, dem Kaffenkahn, neues Leben zu geben. Kaffenkähne gehörten bis in die 20er Jahre des letzten Jahrhunderts zu einem alltäglichen Erscheinungsbild.

Der Fürstenberger „Schipper“ Carl Hahn beispielsweise, das Urgestein einer alten Schifferzunft, erinnert sich an einen Johannes Behnfeld, der in Großzerlangen zwei Ziegeleien besaß und seine Ziegel per Kaffenkahn noch Mitte der 20er Jahre in Mecklenburg vertrieb. Auch ein betagter Berliner könnte sich an die „Äppelkähne“ aus seiner Jugend erinnern, die Obst aus Böhmen und Altenland bei Hamburg nach Berlin brachten. Dabei konnte man zuweilen beobachten wie diese Kähne - Spree-

und Brennholz oder Teer aus den umliegenden Wäldern, Kalksteine aus Rüdersdorf oder landwirtschaftliche Erzeugnisse aus Mecklenburg, Überseeimporte über die Elbe aus Hamburg - alles Lebensnotwendige wurde auf Kaffenkähnen transportiert. Zu dieser Zeit entstand das geflügelte Wort „Berlin ist aus dem Kahn gebaut“. Oft blockierten die Kähne mit Baustoffen die innerstädtischen Wasserwege. Das Entladen und Lagern zog sich ohne die heutigen Techniken in kräfte- und zeitraubende Länge.

Die Binnenschiffe vergangener Jahrhunderte trugen - oft regional geprägt - viele Bezeichnungen: Schuten und Aaks, Gellen, Gölten und Jellen, Weserböcke, Oderkähne, böhmische Zillen oder einfach Zille, Nackedeis und Spitzböcke, Butzer und Prahm, Schneider, Kehlheimer, Spreekahn, Trauner oder, wie schon oben gesagt: Äppelkahn. Diese Wasserfahrzeuge hatten in der Regel keinen Steven, sondern an den Schiffsenden hochgezogene



zillen genannt - wegen ihrer sparsam mit den einfachsten Mittel gezimmerten Bauweise oft nach der Entladung zerkleinert und gleich mitverkauft wurden.

Angetrieben durch Staken, Treideln oder bei günstigem Wind durch Segeln, wurden alle erdenklichen Waren transportiert: Ziegelsteine aus Rathenow oder Zehdenick, Bau-

Bodenplanken, an die seitlich die Planken befestigt wurden. Das so entstandene Schiffsende, die sogenannte Kaffe, gab dem Kahn seinen Namen. Damit war er offensichtlich so attraktiv, daß er auf einem Köpenicker Kassenschein des Jahres 1921 seinen Platz fand.

Der Kaffenkahn vereinigte zwei sehr praktische Eigenschaften: Seine leichte Bauweise und



seine Gestaltung, die es ihm erlaubte mit seinem kiellosen Boden und den ansteigenden Enden leicht auch in flachen Gewässern über Hindernisse zu gleiten. So nimmt man an, daß nur auf diese Weise Zwei Schiffer

1783 ein Ziegeltransport von der Ziegelei PriePERT nach Fürstenberg vornehmen konnten, denn auf diesem Weg gab es zu dieser Zeit noch keine Schleusen. Wohl aber wäre es möglich gewesen, über die sogenannten Freiarchen, eine Flutrinne, über die Wasser abgelassen wurde, einen Kaffenkahn selbst bei einem dünnen Wasserfilm voranzubringen.

Seit fünf Jahren gibt es nun in Fürstenberg einen solchen von Peter Alker nachgebauten Kaffenkahn mit dem schönen Namen „Concordia“. Das Deutsche Museum für Technik Berlin assistierte ihm mit alten Vorlagen. Selbstverständlich erfüllt er die heute geltenden strengen Sicherheitsbestimmungen der Aufsichtsbehörde, des Germanischen Lloyd. Er entspricht insoweit im Äußeren dem traditionellen Kaffenkahn und ist im Inneren ein modernes Wasserfahrzeug. Am 23. Jun 2000 taufte die prominente Politikerin Regine Hildebrandt die „Concordia“, die sie zugleich als attraktive Gelegenheit begrüßte, Berliner und Brandenburger näher zueinander zu bringen. Alkers Kaffenkahn bleibt bisher einmalig in Deutschland, denn der Nachbau eines weiteren Kaffenkahns in Halle fußt u.a. auf dem Know-how aus Fürstenberg und dient dort überwiegend Werbezwecken des Wassertourismus in Sachsen-Anhalt.

Die „Concordia“ trägt dazu bei, uns in traditionelle Schifffahrt hineinzusetzen, doch wie hat sich das historische Bild gewandelt: Wir sehen keine lebenswichtigen Transportgüter, sondern fröhliche Menschen, die auf rustikalen Holzbänken sitzend die gemächlich vorbeiziehende Natur genießen. Bei Windstille werden ihnen nicht etwa Stangen zum Staken in die Hand gedrückt, denn ein leise surrender rapsölbetriebener Motor übernimmt den Antrieb. Sobald Wind aufkommt, wird das trapezförmige Segel gespannt. Lautlos gleitet

dann das Schiff über das Wasser. Bei einer Geschwindigkeit von etwa zwei Kilometern pro Stunde scheint die Zeit still zu stehen. Bläst der Wind kräftiger aus der richtigen Richtung - denn kreuzen kann der Kaffenkahn nicht - steigert er seine Geschwindigkeit durchaus auf über 12 km/h und hält den Kurs auch bei Halbwind. Im Gegensatz zu den Schiffsleuten vergangener Zeit, die sich um Ladung, Fahrweg und Antrieb kümmern mußten, erleben Naturfreunde heute die traumhafte Landschaft. Sie erfahren den Reiz der Langsamkeit und fühlen sich eins mit der Natur. 50 Personen finden einen Sitzplatz auf der „Concordia“, sie ist 19,98m lang und 3,65m breit. Mit einem Tiefgang von 0,85m verdrängt sie 22t und bietet eine Segelfläche von 40 m² auf einer Masthöhe von 14 m.

Unsere Phantasie läßt uns die Tradition zwar spüren, doch ist man der heutigen Bequemlichkeit angepaßt: Bei Regen kann eine Plane gespannt werden, ein WC ist an Bord und man kann seinen Hunger durch gastronomische Angebote stillen. Damals hingegen wurden die Kähne bei Wind und Wetter offen gefahren. Ihre Besatzung kannte keinen Komfort. „Gelebt“ wurde auf oder unter der Ladung. Hüttenaufbauten dienten eher dem Schutz der Ladung als der Besatzung.

Der Kaffenkahn bewährte sich zunehmend seit Beginn des 17. Jahrhunderts mit dem Ausbau des Netzes von Flüssen und Seen in unserer Region zu günstigen Transportwegen. Man kann von seiner Blütezeit sprechen, als 1784 Friedrich der II. durch ein Edikt jedermann die Betätigung als Schiffer ermöglichte. Vielerorts lebten die Menschen nun von der Schifffahrt. Aufbauten auf dem Kaffenkahn sorgten wenigstens für einen geringen Komfort, so daß die Schifferfamilien auf dem Kaffenkahn sogar wohnen konnten, letzte Kaffenkähne wurden an der Uecker noch um 1900 gebaut. Dann forderte die Eisenbahnkonkurrenz leistungsfähigere Binnenschiffe und der sogenannte Maßkahn (Finow-Saale-Oder-Spreemaßkahn) mit wesentlich größerem Ladevolumen beendete die lange erfolgreiche Binnenschifffahrtsepoche mit dem Kaffenkahn. Nur wenige erinnern sich noch an ihn. In den Heimatstuben traditioneller Schifferorte finden sich gelegentlich Modelle und Gebrauchsgegenstände aus dieser Zeit.

Fürstenberg gehört nun wieder zu den Orten, die mit der „Concordia“ lebendig Tradition vermitteln. Für Informationen zu diesem Beitrag danke ich Peter Alker, Carl Hahn, Bernd Klemm und Wolfgang Stegemann.



Vor den Baum gefahren: Postwagen um 1908

Neue historische Details zum regionalen Postwesen Von Horst Korsinski

Der erste namentlich bekannte Postmeister wurde 1759 erwähnt. Es war Bürgermeister Quinkardt. Von 1770 bis 1778 versah diesen Posten Postmeister Taugatz, 1779 bis 1811 wieder Quinkardt, Sohn des Erstgenannten. Wo diese Postangestellten ihren Arbeitsort hatten, ist unbekannt.

1865 gab es einen Postmeister, einen Postgehilfen, einen Briefträger. Kurz nach 1870/71 wurden zugleich zwei Landbriefträger eingestellt. Bis zum Eintritt in den Norddeutschen Bund 1871 war das mecklenburgische Fürstenberg für Preußen Ausland. Ein Brief von Fürstenberg nach Berlin kostete „Auslandsporto“ (20 Pfennig), ein Brief aus dem preußischen Ravensbrück nach Berlin hingegen nur 10 Pfennig „Inlandsporto“. Der Schmuggelei war dadurch „Tür und Tor geöffnet“, um Geld zu sparen.

Bis 1870 gab es im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz folgende Postanstalten: Altstrelitz, Feldberg, Friedland, Fürstenberg, Mirow, Neustrelitz, Neubrandenburg, Stargard, Wesenberg und Woldegk. Die genaue Organisation

des Postwesens in Fürstenberg ist in Gänze nicht bekannt. Fest steht, daß die Post (Transport von Briefen, Postkarten, Reisenden) vermutlich bis kurz nach dem Bau der Eisenbahn 1877 im „Haus Gley“ (heute Brandenburger Straße 56) untergebracht war. Auf dem Hof sind noch heute die fast verfallenen Remisen zu sehen, in denen die Kutschen untergestellt wurden, auch die Pferdeställe, denn man musste ja die erschöpften Pferde durch ausgeruhte austauschen.

Die Pferdepostverbindung nach Berlin startete abends um 8:00 Uhr und war um 6:00 Uhr am nächsten Morgen in Berlin. Auch nach Templin bestand an drei Tagen in der Woche Postkutschenverbindung.

Otto Rutenberg schreibt in seinem Büchlein „Aus Fürstenbergs Vergangenheit (1926)“:

„Damals - so um 1845 herum - ging allabendlich um 6:00 Uhr von Berlin eine Personenpost nach Rostock ab, die 31 ¼ Meilen in 25 Stunden zurücklegte und über Oranienburg, Löwenberg und Gransee fahrend, Fürstenberg berührte. Dienstags, donnerstags und sonn-

abends um viertelacht morgens verließ eine Post Fürstenberg: sie fuhr über Lychen nach Templin. Der Fahrpreis bis Lychen belief sich auf 10 Schillinge (= 63 Pfennige), bis Templin betrug er für die Meile 5 Silberroschen.“

Wenn man es sehr eilig hatte, konnte man die Extrapost nehmen, musste aber dafür erheblich tiefer in den Geldbeutel greifen. Es wurden verschiedene Routen gefahren:

- zur Röblinseekolonie, nach Steinförde, Peetschsee mit Abgang Glietzensee, Schön-



Das alte Postgebäude in Fürstenberg (rechts im Bild)

horn, Dagow; Stechlinsee, Globow, Großmehnow mit Abgang Priepert, Strasen, Godendorf, Schneidemühle; Schweizerhaus (Forsthaus Serahn), Hohenzieritz, Feldberg,

- Altthymen mit Abgang Godendorf, Dabelow, Wokuhl, Neuthymen

- Altglobow mit Abgang Buchholz, Burow, Neuhoof, Neuglobow (Stechlinsee), Forsthaus, Stechlinsee (Jugendherberge), Rheinsberg

- Himmelpfort, Lychen, Boizenburg, Templin

Nach Zootzen - Bredereiche fand morgens, mittags und abends ein ständiger Postwagenverkehr statt. Sonderfahrten konnten beim Postamt Fürstenberg angemeldet werden.

Das vermutlich zweite Postgebäude befand sich in der Carlstraße, heute Brandenburger Str. 14. Anhand alter Postkarten und den dort erkennbaren technischen Aufbauten lässt sich schlussfolgern, daß auch dort schon erste telefonische Verbindungen durchgeführt worden sind. Immerhin ließ sich A.G. Bell sein Telefon mit Kohlemikrofon bereits 1876 patentieren.

1927 wurde in Fürstenberg das 3. Postgebäude, das „Post-, Fernsprech- und Telegraphenamt“ in der Bahnhofstraße / Ecke Poststraße in Betrieb genommen. Es war mit offenen Schalteranlagen versehen, war ein Selbstanschlußamt mit Fernamt (mit den technischen Anlagen im 1. Stock) und hand-

vermitteltem Fernsprechdienst, das erste in Mecklenburg. Der manuelle Vermittlungsdienst durch Telefonistinnen im 1. Stock erfolgte rund um die Uhr in alle Orte, die dem Telefonnetz angeschlossen waren.

Das Postgebäude wurde einige Jahre nach der „Wende“ verkauft und beherbergt heute das „Service-Wohnen“ (quasi ein Altersheim, betreutes Wohnen). Die einstige Schalterhalle wurde zu einem Begegnungszentrum unfunktioniert, in dem sich an jedem Wochentag Fürstenberger und hier Wohnende zu geselligen Nachmittagen treffen. Der Name „Alte Post“ für das Seniorenbetreuungs-Unternehmen und Gebäude hat sich eingebürgert, obwohl es in Fürstenberg keine „neue Post“ mehr gibt. Denn den verbliebenen postalischen Service für den Ort hat die Postagentur im Quelle-Shop übernommen.

Persönliche Erinnerungen

Meine Mutter berichtete, daß sie als Kind mit der Post im Winter nach Dabelow gefahren sei. Es lag Schnee. Das Gefährt hatte Schlittenkufen. Vor Dabelow hat der Postillion in das Horn geblasen, Es kann zwischen 1904 bis 1906 gewesen sein.

Ich erinnere mich, daß die Pakete und Päckchen von einer Postangestellten in einem großen Zweiradwagen durch die Straßen geschoben wurden, später kam das Auto, das die Pakete beförderte. Die Briefträger trugen schwere Ledertaschen und bis zum Kriegsende schwarze Lodenumhänge.

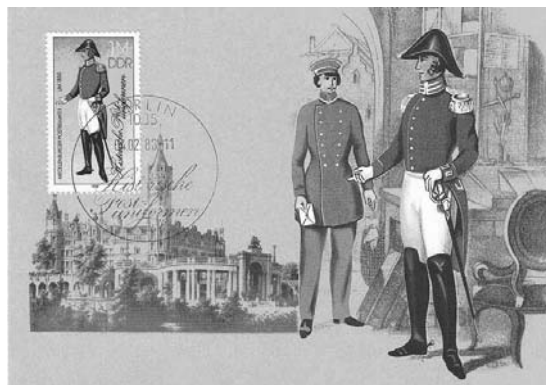
Quellen: „Fürstenberg in Mecklenburg“ 1930/1931 (Verlag Georg Maass)

„Aus Fürstenbergs Vergangenheit“ 1926 von Otto Rutenberg (Druck Georg Maass)

„Wegweiser durch Fürstenberg/Mecklenburg und Umgegend“ (Druck Georg Maass)

„Mecklenburg-Strelitzer Heimatblätter“, Sonderheft Fürstenberg, 1934, Heft 1/2 10. Jahrgang

Postgeschichte Mecklenburg-Strelitz, Neustrelitz 1964, Heinz Ehmke



Mecklenburgischer Postbeamter um 1850

Die still gelegte Bahnstrecke nach Templin kann wieder befahren werden! Dies wollten wir als Geschwister, alle drei so um die Siebzig, ausprobieren. Ein Korb mit Proviant wurde eingepackt. Klappstullen, hart gekochte Eier, eine Thermoskanne mit Kaffee zum Aufmuntern, eine weitere Kanne mit Tee zum Beruhigen. Mein Bruder packte seine Badehose und sein Handtuch ein, alles nagelneu, das hatte seine Frau extra für die Ferienreise gekauft! Reisedecke und zwei Kissen nahmen wir auch noch mit für unsere Schwester, sie war die Älteste und bekam einen Ehrenplatz auf der schmalen Holzbank der Draisine. Das Treten der Pedalen wollten wir ihr nicht zumuten.

An der Draisine-Station klärte uns ein Herr auf. Es ging ihm dabei hauptsächlich um den Alkohol- und Drogenmissbrauch: „Alkoholgenuss ist für so eine Fahrt sehr schädlich, Drogen noch mehr, und beides zusammen erhöht die Gefahr! Sonst noch Fragen?“ Über Alkohol und Drogen vergaß ich alle Fragen, die zur Bedienung der Draisine nötig waren. Stattdessen wollte ich fragen, warum es in der Drogerie keine Drogen zu kaufen gibt. Ließ das dann aber sein, weil das eine dumme Frage war. Obwohl es ja heißt, dass es keine „dummen Fragen“ gibt? Wer sagt das eigentlich? - Und wenn nun dumme Menschen Fragen haben? Dann sind das bestimmt auch keine dummen Fragen, weil es ja keine gibt! So gibt es also nur gute Fragen!

Beim Besteigen der Draisine merkte ich, dass der Sattel zu hoch war und dazu noch ohne Federung! So hielt ich den Kopf gesenkt; überhaupt zeigte der ganze Oberkörper eine Neigung nach unten, denn mit den Händen musste ich schließlich den Lenker erreichen! So war ich zum Absturz - Verzeihung - zur Abfahrt bereit. Wo war die Bremse, wenn es einmal bergab ging? Ja, durfte ich überhaupt bremsen? - Gab es unterwegs so eine Art Krankenstation oder ein Telefon? - Wenn nun was passiert?! Das waren alles negative Gedanken, die nicht halfen; dagegen sollen positive Gedanken sogar lebensrettend sein! Also nahm ich mir vor, folgendes zu denken: Die frische Luft tut den Nerven gut - die Sonne bräunt das Gesicht - die Betätigung der Pedalen kräftigt die Beinmuskulatur. - Es klappte mit dem Gedankenkarussell! Es wurde nur ab und zu durch kleine Bahnschranken unterbrochen, die uns den Weg versperrten. Das nötigte uns zum Absteigen. Doch dies war gut für den Kreis-

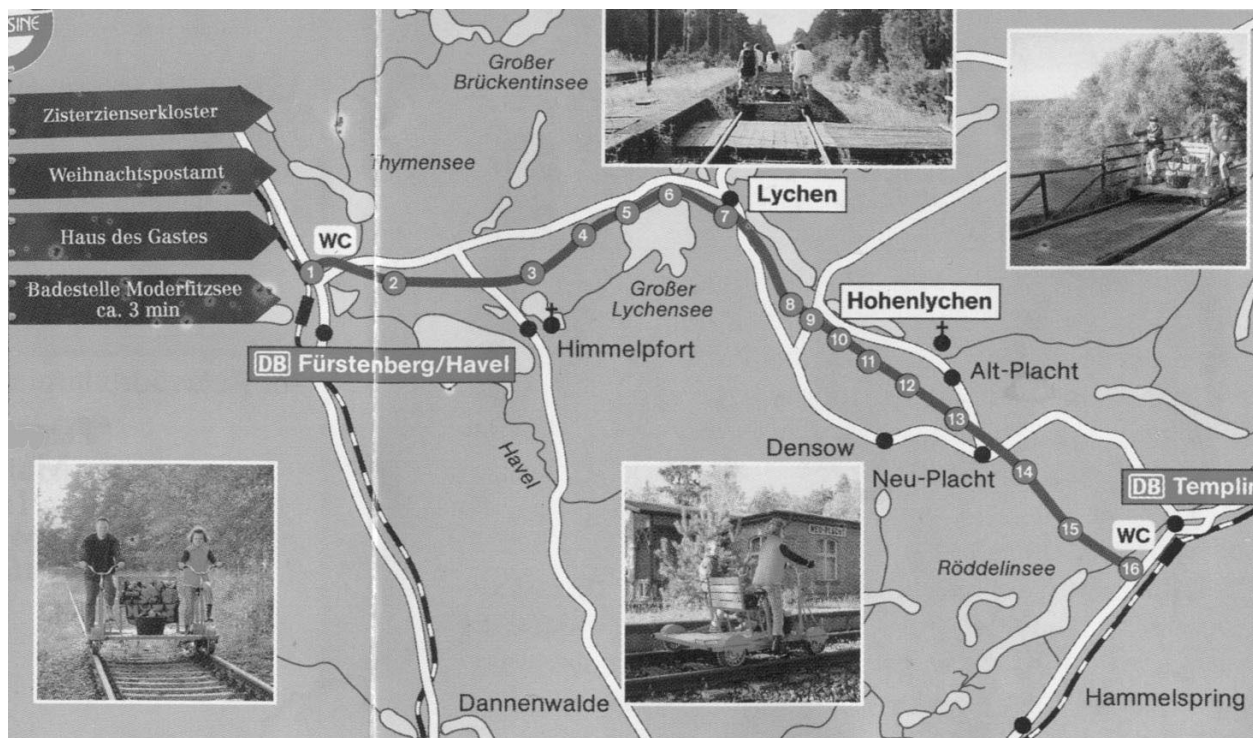
lauf und lockerte die steif gewordenen Glieder. Außerdem hatten wir ein Erfolgserlebnis, denn noch nie in meinem Leben hatte ich Schranken bedient! - Ein echtes Erfolgserlebnis? Nein, besser ein „Aha“- Erlebnis! „Aha“, die Schranken gehen hoch - die Draisine wurde durchgeschoben - und „Aha“, die Schranke geht runter! - Warum? - Wohl für die nächsten Fahrer, die sollten auch ein „Aha“- Erlebnis haben. - Warum sollten sie das auch haben? - Gute Frage. -

Eine Raststätte war in Sicht, eine Gaststätte auch, die wir aber nicht brauchten. Wir hatten den vollgepackten Korb und setzten uns damit auf eine Bank im Grünen. Ringsum Unkraut - das es aber in Wirklichkeit gar nicht gibt. Es gibt ja nur Wildkräuter! Lassen wir mal die erste Silbe weg, so gibt es also nur wertvolle Kräuter. - Am wertvollsten sind die Brennnesseln, die ausgerechnet zu unseren Füßen standen. Wir befanden uns also in einer wunderschönen, unberührten Natur! -

Ein Problem entstand nach unseren Picknicks. Wo blieben wir mit den Eierschalen?



Einfach so in die Landschaft schütten? - Kalk fördert das Wachstum! Andererseits sah es nach Umweltverschmutzung aus! - Anstehende Probleme können meistens durch Kompromisse gelöst werden. So schlug ich vor, die Hälfte der Schalen in den Korb für Hausmüll zu tun und die andere Hälfte zwischen die Kräuter zu streuen! - Erkennen aber die Touristen, dass die zerstreuten Eierschalen das Ergebnis eines



Kompromisses waren? - Gute Frage - Als wir mit unserem Gepäck wieder auf die Draisine stiegen, kam mir in den Sinn, dass unser Ausflug eher einem Krankentransport glich, als einem sportlichen Unternehmen!

Draisinenfahrer/innen winkten uns freundlich zu, fast ein bisschen zu freundlich! Warum eigentlich? - Gute Frage - Ein weiteres „Aha“-Erlebnis gab es bald, aber kein erfreuliches: Mein Bruder stellte fest: „Aha, ich habe mein neues Badezeug liegengelassen!“ Aber die Draisine entfernte sich immer mehr, warum konnte sie auch nicht rückwärts fahren? - Gute Frage - Badehose samt Handtuch - „ade“ - dafür „Willkommen Templin“!

Ein Bus sollte uns nach Fürstenberg bringen. Er war zu unserem Erstaunen nicht zu sehen! So waren wir gezwungen, erst eine weite Strecke zu laufen. - Die Hühneraugen drückten, Blasen entstanden zusätzlich! Laufen ist gesund, man verliert Kalorien und entsprechend an Gewicht. - Das Hungergefühl wird allerdings gefördert! Warum eigentlich? - Gute Frage - mein Bruder fuhr einen Bus zeitiger als wir Schwestern, um bei der Gaststättenhaltestelle auszusteigen, durch den Wald zu traben und sein Badezeug zu holen. Es musste ja an der Gastraststätte liegen, denn so etwas wird heutzutage nicht gestohlen! Aus dem nachfahrenden Bus entdeckten wir freudig unseren Bruder, sehr mitgenommen allerdings, aber hatte es geschafft! Doch warum kam er ohne Badesachen?? - Gute Frage -

Zu Hause angekommen, fand jeder schnell eine Gelegenheit zum Liegen. Keiner gab einen Laut von sich! Komisch, wo wir doch sonst so

gerne reden! Warum schlossen wir die Augen und den Mund - Gute Frage -

Meine Schwägerin, die in Wolfsburg ihren Ehemann in die Arme schloss, meinte: „So etwas wäre alles nicht passiert, wenn ich mit nach Fürstenberg gekommen wäre.“ Und dann kam noch dieses Sprichwort: „Alter schützt vor...“ Die zwei nachfolgenden Worte sind negativ, die lass ich weg! Positives Denken war schließlich angesagt! - Also sage ich nur: „Alter schützt“ Punkt! - Aber wovor schützt das Alter eigentlich? - Gute Frage -

DRAISINENROUTE	
DB	Bahnhof - Fürstenberg/Havel
1	Basisstation Fürstenberg/Havel (Weidendamm)/km 0, WC
2	Ravensbrück (Rastplatz)/km 0,8
3	Himmelpfort (Rastplatz)/km 5,5
4	Piansee (Rastplatz mit Schutzhütte)/km 6,3
5	Fischerei (Rastplatz)/km 9,3
6	Lychen (Rastplatz)/km 10,3
7	Strandbad (Rastplatz)/km 11,4
8	Franzoseneichen (Rastplatz)/km 11,9
9	Hohenlychen (Rastplatz)/km 12,3
10	Sängerslust (Rastplatz, Restaurant)/km 13,2
11	Tangersdorf (Raststation mit Schutzhütte)/km 16
12	Platkowsee (Rastplatz mit Schutzhütte)/km 18,9
13	Alt Placht (Rastplatz)/km 20,6
14	Neu Placht (Rastplatz)/km 22,5
15	Kanalbrücke (Rastplatz, Aussichts- und Fotostation)/km 27,5
16	Basisstation Templin/km 28,0, WC
DB	Bahnhof - Templin

Der Binnenschiffer Carl Hahn

aufgeschrieben von Waltraut Meinow

Da sitzt er nun vor mir im Sessel - Carl Hahn - einer der ältesten Fürstenberger, auf meine Fragen wartend. Man schätzt ihn jünger, als er ist - seit April im 95sten Lebensjahr. Ein durchaus beweglicher Mann von sehr kleinem Wuchs und voller mehr als altersentsprechender Lebenskraft. Die durchgemachten lebensgefährlichen Erkrankungen sieht man ihm nicht an. Trotz eines körperlich außerordentlich anstrengenden Schifferarbeitslebens geht er verhältnismäßig aufrecht. Und nicht nur in der Wohnung. Drei Dinge kennzeichnen ihn dann - nicht Schirm, Charme und Melone - sondern das Blindenzeichen, der weiße Stock und sein Panamahut. So trifft man ihn bei gutem Wetter auf dem Weg in den Stadtpark, zu Seniorennachmittagen in der Kirchgemeinde oder zu Veranstaltungen in der „Alten Post“. Er nimmt noch gern teil am Leben und ist manchmal fast traurig, daß er so wenige Gesprächspartner hat, mit denen er tiefgründige Gespräche führen kann.

Zwar hört und sieht er nicht mehr so gut wie früher, doch das Leben meinte es trotz aller Widrigkeiten gut mit ihm und gab ihm einen - auch heute noch - erstaunlich aufgeweckten Verstand. Tiefe Lebenserfahrung, verbunden mit der Weisheit des Alters spricht aus vielen seiner bedächtig ausgesuchten Worte und gut formulierten Sätze. Er hat auch eine poetische Ader und schrieb sehr sinnreiche Gedichte, denkt viel nach. Philosophen hat er unter anderem gelesen und nicht nur die. Bücher waren für ihn ein grundlegender Wissensschatz, die sein Leben außerordentlich tiefgründig bereicherten. Heutzutage liest er nicht mehr, sondern „hört“ die Bücher. Besonders Mark Twain's Buch „Leben auf dem Strom“ liebt er, war dieser doch Schiffer wie er selber, ehe er ein weltberühmter Schriftsteller wurde.

Ich bat Carl Hahn, extra für den ALMANACH von seinem Schifferleben zu erzählen.

Aber er winkte ab --- sein persönliches Leben sei doch nicht interessant. Die Schifffahrt - ja - davon wollte er gern berichten. So einen Vortrag, wie er ihn bereits in der „Alten Post“ gehalten hatte. Ich gab ihm zu diesem Zweck schon im Frühjahr mein Diktiergerät. Doch die moderne Technik schreckt ihn ab. Ein Interviewpartner wäre ihm lieber, als so ein totes, nichts-sagendes Gerät. So besuchte ich ihn denn mehrmals und hörte von dem interessanten Leben eines Binnenschif-

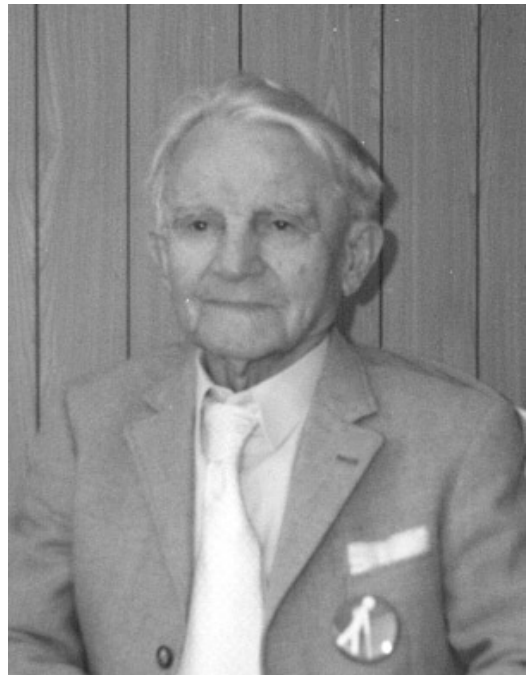
fers, von dem auch Sie erfahren sollen. Herausgekommen ist etwas anderes, als ein Bericht über die Schifffahrt im Allgemeinen und das ist auch gut so. Denn darüber gibt die Fachliteratur Auskunft. Das Leben von Carl Hahn allerdings ist einmalig... wobei mein

Niedergeschriebenes nicht den Anspruch erhebt, dieses in allen markanten Punkten wiederzugeben... dazu hat er zu viel erlebt...

Im Einschulalter von acht (!) Jahren kam er gleich in die 5. Klasse (das entspricht einer heutigen dritten Klasse) zu Lehrer Keibel, denn er konnte schon etwas lesen und rechnen. Die Schule besuchte er bis zur Einsegnung.

Auf die Frage eines Lehrers, was er werden wolle, antwortete Carl - Arzt. Doch dieser Wunsch blieb ihm aus finanziellen Gründen verwehrt, wie auch der eines Maschinenbauers. Er überlegte, was ihm in seiner Situation denn bliebe. Der Vater war Schiffer. Er selbst war als Schulkind bei der Reederei Palm in Ravensbrück bereits öfter mitgefahren. Und die Arbeitskollegen seines Vaters erzählten so viel - die Schiffferei war ihm unmerklich vertraut geworden. Auch wenn Lehrer Keibel schimpfte, einen „richtigen“ Beruf solle er erlernen - es blieb dabei: Carl wurde Schiffer. Wie er mir sagte, konnte das jeder werden, wenn er auf einem Kahn anheuerte. Man brauchte damals dazu keinerlei Ausbildung.

Als Kind musste Carl den Vater und die auch auf dem Holzkahn arbeitende Mutter begleiten. In den Jahren seines Schülerlebens ging er in vier, fünf verschiedenen Orten zur Schule - in Havelberg, Hamburg, Müllrose, immer wenn lange Aufenthalte waren. „Aber da lernt man nichts. Denn jeder der Mitschüler, der guckt einen an, neugierig, wer bist



Carl Hahn

du denn, wo kümmtst du her... und wenn man scheu ist, wird man noch verlacht. Der Anfang ist immer eine scheußliche Sache.“ Übrigens versäumte Carl Hahn dadurch ca. 2 ½ Schuljahre, was ihm aber nicht geschadet hat, denn er zählte immer zu den besten Schülern. In ein Heim für Schifferkinder ging er nicht. Der Aufenthalt kostete Geld „und zweitens waren die Schifferkinder eine besondere Sorte, die fanden schwer Anschluß an die Mitschüler.“ (Seiner Tochter blieb das später weitgehend erspart. Nach einem allerdings katastrophalen Aufenthalt im Heim in Althymen, nahmen die Schwiegereltern in Neustrelitz das Mädchen zu sich. In den Ferien war sie natürlich wieder bei den Eltern auf dem Kahn).

Als Schuljunge verdiente sich Carl Hahn gern ein kleines Taschengeld beim Fürstenberger Reeder Palm. Dem gehörten neben 5 Personendampfern auch 13 Ruderboote. Die Urlauber wohnten damals in den Vorderstuben und wanderten durch die Gegend. Auch wollten sie gern mal mit einem Ruderboot gefahren werden. Dabei fiel für den jungen Carl

Ebenso wie der Vater sein Leben lang Schiffer war, so begann auch Carl Hahns Leben, das zukünftige, rund 40jährige Schifferleben. Vater Hahn, als Steuermann und der 16jährige Sohn Carl, als Bootmann, transportierten 2 Jahre lang mit dem Schleppdampfer „Camerun“ für die Fa. August Eckström aus Hamburg-Altona den bei der Kanalisierung von Priepert bis zur Wesenberger Schleuse angefallenen Erdaushub. Er erzählte von dem Eimerkettenbagger, der die Erde auf die Schuten beförderte, von dem Spülschiff, das die Erde von den Schuten woanders wieder aufs Land spülte. Seine Hauptarbeit auf dem Dampfer war, die vollen oder leeren Schuten zum Transport am Schleppdampfer zu befestigen, Mittag zu kochen, Kajüte und Dampfer sauber zu halten, Kohlebrocken zu zerkleinern und den Schornstein zu ziehen, wenn Brücken kamen.

Das dritte Jahr wurde härter - Nacharbeit kam hinzu, um den Schilfgürtel um eine Insel, die in Privathand war, zu beseitigen. Nacharbeit? - fragte ich. Ja - es gab doch riesige Karbidlampen! Und wenn mal was kaputt

ging, die Besatzungen mußten (fast) alles selbst reparieren. Carl Hahn sagte „Ich habe technisch sehr viel gelernt - mit offenen Augen und Ohren gelernt.“ Das ist fast sein Lebensmotto und Berufsgeheimnis - das Lernen durch Sehen und Hören von Älteren und dann ausprobieren, bis er es selber konnte. Der Vater war kein Pädagoge..., er half dies-



Der sechzehnjährige Carl Hahn auf seinem ersten Schiff, der „Camerun“

öfter mal ein „Fuffziger“ oder „ne Mark“ ab. Von den fünf Palm'schen Personendampfern fuhren zwei die Strecke Fürstenberg - Lychen, einer ab Lychen, der andere ab Fürstenberg. Gekreuzt haben sie sich in Himmelpfort. Fahrtdauer - 2 Stunden. Und so ging das alle zwei Stunden. „Da hat Palm sein großes Geschäft gemacht“, denn die Gäste verlebten in ungeahnten Scharen ihren Urlaub in Fürstenberg und Umgebung. Es kamen Gesellschaften, Vereine, Wandergruppen usw. aus den unterschiedlichsten Großstädten. Es waren die Jahre des aufstrebenden Tourismus, die Zeit des „Luftkurortes“ Fürstenberg. Außerdem fuhr Reeder Palm noch die Orte Rheinsberg und Waren an.

bezüglich wenig... Er sagte eher: „na mok dok die Oogen up, denn sühste ja wie'd mookt wett!“

Doch er ließ den Sohn Carl wenigstens diese drei Winter in die Bredereicher Schifferschule gehen. In Deutsch und Mathematik allerdings konnte man dem aufgeweckten und intelligenten Jungen nicht mehr viel beibringen. Er vermittelte eher seinen älteren Schifferkollegen von seinen eigenen mathematischen Kenntnissen...

Er hatte übrigens während dieser drei ersten Arbeitsjahre großes Glück, für ein halbes Jahr auf dem Schleppdampfer des Himmelpforter



Carl Hahns Eisenkahn „Hegensteinbach“ bei der Reparatur.

Schiffers Wilhelm Ketzler zu arbeiten. Dieser brachte ihm das damals verbreitete Floßholz-Schleppen bei, was ihm später sehr dienlich war. Auch die Flößerei hat Carl Hahn noch in voller Blüte erlebt. Doch die zählt nicht zur Schifffahrt, von der er eigentlich berichten wollte. Dennoch weiß er gut Bescheid, wie die Flöße entstehen. Er sprach von 5 Pleetzen (Holztafeln), mit denen man in den damals noch engeren Abschnitten der Havel (z. B. Bereich Bredereiche) recht gut um die „Kurven“ kam, ohne aufzusetzen. Auf unseren Seen konnte man 10 Pleetzen hintereinander angebunden, ziehen, natürlich auch auf der Elbe. Aber Vorsicht war angeraten, wenn die Tafeln „doppelt belastet“ waren, das heißt, wenn mehrere Holzlagen übereinander genagelt waren, so daß die Flöße manchmal bis zu 1,30 m tief waren. Damit musste er, der die Tafeln schleppte, viel vorsichtiger manövrieren, als wenn er einfache Pleetzen hinter sich hatte.

Nach den ersten drei Arbeitsjahren musste der junge Carl Hahn kurzfristig pausieren. Der Vater fuhr u. a. in der Zeit einen Personendampfer der Ravensbrücker Reederei Palm und auch bei Herrmann Schnell.

Der Sohn spürte wieder Wasser unter den Füßen, als der Vater den eisernen, offenen Frachtkahn seines Schwagers übernahm, auf dem Carl ab seinem 19. Lebensjahr mit seinem Vater - bis zu dessen Tode - 10 Jahre lang die verschiedensten Lasten transportierte. Zuvor hatte Vater Hahn nur einen Holzkahn besessen, den er 1919 verkaufte. Dieser für ihn neue, aber

schon einige Jahre alte, noch motorlose Frachtkahn war 40 m lang und 4,60 m breit. Ein Kahn mit den Finowmaßen, so daß er in die hiesigen Schleusen „passte“. Diese Kähne, sowohl offene („halbe“ Kähne), als auch geschlossene mit Luken („ganze“ Kähne) fuhren besonders zahlreich in der Boom-Zeit der Ziegelherstellung auf den Gewässern zwischen Zehdenick und Berlin. Beim Bau der Eisenbahn zwischen Löwenberg und Templin waren die großen Tonlagervorkommen entdeckt worden. Der Ziegelbedarf der aufstrebenden Industriestadt Berlin war unersättlich.

So ein Finowmaßkahn war wie folgt aufgebaut. Die Kajüte vorn („Butze“) bewohnte der Bootsmann. Seine „Wohnung“ bestand aus einem Raum in Schiffsbreite und vielleicht 2,30 / 2,50 „lang“. Der Schiffer mit seiner Familie lebte in der Kajüte nebst Küche am hinteren Ende des Kahns, auch sehr beengt. Dazwischen war der 30 m lange, offene Frachtraum, in den 250 Tonnen Ladung hineinpaßte. Weil das Frachtgut dem Wetter ausgesetzt war, konnte keine Waren geladen werden, die durch Nässe Schaden nahmen. Gängige Frachtladungen für Hahns waren deshalb Baumstämme, Heizholz, Ziegelsteine, Kies. Gern hätten sie ebenfalls hochwertiges Tischlerholz aus der Useriner Schneidemühle transportiert ... Doch leider... Alles musste zumeist in mühevoller Handarbeit allein ein - und auch wieder ausgeladen werden. Wenn man nur an die Millionen Ziegelsteine denkt, die Stein für Stein eingekarrt und am Ziel wieder ausgeladen und

sogar gestapelt werden mussten!!!... Denn der Käufer wollte ja wissen, ob er die bestellte Menge an Steinen auch tatsächlich erhielt... Für heutige Verhältnisse eine Sklavenarbeit - einfach unvorstellbar!

Und dazu kam dann noch die Fortbewegung des Kahns ohne Motor - es blieb nur ein seltenes Segeln; hauptsächlich durch Staken oder Schublen und auch durch Treideln brachte die Besatzung den Finowmaßkahn in Bewegung und an sein Ziel. Angesichts dieser damals verfügbaren Mittel und Methoden lässt sich auf eine lange Transportzeit schließen.

Die Kähne verfügten über ca. 10 m hohe Segel, die aber nur gesetzt werden konnten, wenn man MIT dem Wind vorankommen konnte. Segeln mit Seitenwind, also Kreuzen, ging nicht, weil so ein Transportkahn keinen Kiel hatte. Segeln bei Sturm war gänzlich unmöglich. Folglich wurde hauptsächlich gestakt. Auf den Seen hielt man sich am Ufer, um immer Grund zum Abstoßen zu finden. Die kleinen Staken waren 6 m, die größeren 7-8 m, manche auch bis zu 11 m lang.

Ich selber erinnere mich, in den 50er Jahren noch Kähne gesehen zu haben, die ein Besatzungsmitglied durch Staken vorwärts bewegte, indem er scheinbar auf einer Stelle (am Bootsrand) lief und durch das Laufen auf dem Kahndeck (ca. knapp 40 m) - von vorn nach hinten - den Kahn voranbrachte.

Das Treideln war genau so eine Knochenarbeit und nur möglich in schmalen Kanälen, wo begehbare Wege angelegt waren. Bei viel Glück konnte man ein Pferd für diese Arbeit mieten. Der Bootsmann als Zugpferd war allerdings kostenlos und somit vermutlich öfter

und bemerkten die seitlich wirkenden Kräfte, so daß das Geschirr sie gescheuert hätte, wären sie gerade gegangen. Wie also behalfen sie sich? Ganz einfach - indem sie schräg liefen.

Eine Episode zum Staken/Schublen ist typisch. Das 2-Mann-Team Hahn schickte sich an, den vollbeladenen Kahn ohne Motor über den Stolpsee zu befördern. Aber es wehte ein strammes Lüftchen, leider ihnen entgegen, also ungeeignet zum Segeln. Zum Staken war der Stolpsee höchst ungeeignet. Was blieb? Warten und hoffen. Abends flaute der Wind tatsächlich ab und dann setzten sich Vater und Sohn in das kleine Beiboot und ruderten, den großen Kahn im Schlepp, über den See. Dazu brauchten sie 3 Stunden. Was für eine Leistung!

Die Zeit schritt voran. Der Schiffstransport mit gestakten Kähnen wurde unrentabel. Die Kähne anderer Schiffer waren bereits mit Motoren ausgerüstet oder sie besaßen die seit den 30er Jahren „modernen“ Stoßboote. Und Hahns stakten noch, waren also kaum konkurrenzfähig. So entschloß sich sein Vater, im Jahr 1937 auch ein Stoßboot bauen zu lassen, in Marienwerder, für 1.750 Mark, mit 16 PS. Es war 6 m lang und 1,80 m breit, da es ja zusammen mit dem Finowmaßkahn in die Schleuse passen musste. Extra Schleusungen bedeuteten Zeitverlust... Das Stoßboot wurde übrigens am rechten Heck des eisernen, offenen Kahns befestigt und die beiden Ruder miteinander verbunden. Manchmal musste der Kahn auch gezogen werden.

Carl Hahn arbeitete mit dem Vater in den ersten Jahren auf dieser verbundenen Schiffeinheit. Der Vater starb 1940. In den Jahren, wo der Vater nicht mehr fahren konnte bis zu Carls Heirat 1949, arbeitete der Ravensbrücker Bruno Möhl als Bootsmann an Bord

Mit dem neuen Stoßboot wurde die Arbeit nicht nur einfacher, Hahns wurden auch schneller, sie konnten mehr Lasten transportieren. Es gab in Fürstenberg eine Genossenschaft, die Transportgesellschaft „Fortuna“, die den Schiffern gegen ein kleines Entgelt Aufträge vermittelte. Da wird es vielleicht ähnlich zugegangen sein, wie bei Auktionen. Nur daß eine gerechte Reihenfolge eingehalten wurde. Wenn mal eine Schiffsbesatzung einen Auftrag nicht annehmen konnte - wie z. B. Hahns, die wegen ihres offenen Kahns keine Getreidetransporte oder anderes Transportgut annehmen konnten - dann wurde der in der Reihenfolge Nächste gefragt. Ein Selber-Suchen nach Aufträgen war nicht mehr aktuell. Die Genossenschaft handelte auch den Transportpreis aus. Nicht immer zum Vorteil der Schiffer, wie er kritisch anmerkte. Aber

Zuerst

verbraucht man seine Gesundheit,

um an Geld zu kommen.

Dann sein Geld,

um die Gesundheit zurückzuholen.

Robert Lemke

im Einsatz, als ein Pferd. Er hatte ein Karnsähl oder auch Ziehblatt genanntes Etwas um die Schulter, an dem die Leine mit angehängtem Kahn befestigt war. Durch das schräge Ziehen verdrehte sich der Körper erheblich und ebenfalls aus Kraftgründen benutzten die Treidler zusätzlich einen kraftgebenden und abstützenden Stock. Auch die Pferde waren nicht dumm

irgendeiner übernahm den Auftrag denn doch. Es muß so etwas wie ein System gewesen sein, denn wenn ein Transport im Ort nicht vermittelt werden konnte, wurde er außerorts vermittelt. So passierte es, daß Schiffe eine Tour auch ohne Fracht fuhren, nur um den Hauptauftrag zu erhalten.

Übrigens die Bezahlung auch für die Fürstenberger Transportgesellschaft erfolgte an den Schleusen, die Schiffer sprachen damals von „Zollpflicht“. Je nach dem Wert der transportierten Güter, war ein prozentualer Satz zu bezahlen. Getreide war in Klasse 1 eingestuft und dementsprechend teuer. Pferdemit, als letzte Stufe im Bezahlungssystem, war das billigste Transportgut. Herr Hahn ergänzte, daß die Entgelte in den mecklenburgischen Schleusen nur die Hälfte, der in preußischen Schleusen üblichen, betrug. Aber nicht alle Schleusen unterlagen der „Zollpflicht“. Bezahlen mussten die Schiffer in Fürstenberg, Diemitz, Mirow. Auch zu DDR-Zeiten war für die Berufsschiffahrt ein

„Zoll“ zu bezahlen. Die Quittungen gingen ans Finanzamt. Schließlich gehörten die privaten Schiffer keinem volkseigenen Betrieb an, sondern blieben selbständig.

Im Laufe seines langen Schifferlebens fuhr Herr Hahn in der Blüte seiner Jahre auch oft auf der Elbe bis Hamburg, mit Schrott, Kohle, auch tropischen Baumstämmen, z.B. dem sogenannten „Blauholz“, sehr hartem Holz, aus dem wurde blaue Farbe gewonnen. Aber auch weiches Holz wurde verschifft, manchmal mit Durchmesser bis zu 2 m!

Er kennt die Tücken der Elbe, ihre Untiefen, Besonderheiten, wenn die Elbe in Strommitte einen „kleinen Buckel“ aufweist, auf dem man „stranden“ kann. Amtliche Papiere brauchte man allerdings, wollte man die Elbe bei Magdeburg befahren. Dort gibt es viele Steine im Flussbett, und man muß sich sehr vorsehen.

Viele seiner Schifferkollegen machten sich



Schiffer Hahn am Ruder. rechts das Stoßboot, links das Beiboot.

zusätzliches Geld, indem sie in Hamburg ihre meist mit Getreide beladenen Deckkähne über den Winter zum Vermieten anboten, als zusätzlichen Lagerraum. Die lagen dann im Polterhafen, Ofenkanal oder sonst wo abseits.

Aus seinen Erinnerungen an seine nähere Umgebung weiß er folgendes zu berichten:

Oft haben sie Brennholz verschifft. Da hieß es morgens um 5:00 Uhr Frühstück. Und es wurde mit je einer Mittags- und Abendbrotpause Holz in den Kahn gekarrt bis zum Dunkelwerden. Danach schiefen sie „wie die Ratten“. Und auf der Elbe, wenn sie von einem Privatdampfer mitgezogen wurden, mussten sie sich nach dessen Arbeitsrhythmus richten. Erst wenn der Schornstein nicht mehr qualmte und das ist manchmal 22-23 Uhr gewesen, konnten auch sie ihren Arbeitstag beenden, unter dem Motto „mitgegangen - mitgefangen“. Und morgens um 4:00 ging es wieder weiter... Pausen

hätten sie eigentlich nur im Winter gehabt. Auch in Zeiten des Nichtfahrens, weil mal keine Fracht zu transportieren war, gab es keine Pausen. Am Kahn gab es immer etwas zu reparieren, auszubessern, zu streichen.

Von einer fast lustigen Sonderaktion berichtet er. Auf der Tour von Spandau nach Stettin mit einer Ladung Schrott, Sohn Carl holt gerade in der Lehnitzschleuse Wasser, - sieht er den Vater beim Schöpfen. Der Kahn war undicht geworden! Ein Leck im Boden konnte es nicht sein. Die Verdichtungsarbeiten daran waren gerade beendet worden. Aber was war die Ursache? Die Frau des Kahnbauers wollte in ihrer winzigen Kahnküche einen modernen Ausguß haben. Damit das Wasser aber auch in den See abfließen konnte, war dieser Ausguß fast an der Decke der Küche angebracht. Das Rohr des Ausgussabflusses war undicht geworden und Carl musste sich was einfallen lassen, weil die undichte Stelle ja im Wasser lag. Dazu ließ er einen schweren Hammer ins Wasser, rampte einen Staken dicht daneben und tauchte mit einem Holzpfropfen zum Abdichten an dem Staken nach unten. Er hämmerte in mehreren Versuchen den Pfropfen ins Rohr, damit war der Kahn wieder dicht.

Einmal haben sie im Spätherbst Brennholz gefahren. Begonnen wurde in Lychen und auf neun weiteren Anlegestellen bis Himmelpfort wurde das Holz eingesammelt, zugeladen, wie er fachmännisch sagte, alles in mühevoller Handarbeit. Das dauerte 14 Tage lang. Und es

wurde gearbeitet, ob bei Wind, Regen, Schnee oder gar Glatteis. Generell so lange, bis die Gewässer zufroren.

Dabei konnten ungeahnte Schwierigkeiten auftreten, wenn die Wassertiefe unter dem Kahn geringer als sein Tiefgang von 1,30 m war, so daß der Kahn nicht direkt am Ufer anlegen konnte. Dann blieb nur eines - die Bootsbesatzungen mussten eine begeh-

bare Verbindung zwischen Kahn und Ufer bauen, um den Kahn zu beladen, manchmal bis zu 30 m Länge. Um mir das richtig zu erklären, holte Herr Hahn Stricknadeln aus dem Nebenzimmer. Und dann baute er mit diesen und meiner Phantasie die temporären Bauwerke - die Joche, sozusagen der Unterbau für eine im Eigenbau hergestellte Brücke. Alle 3 m - im Normalfall - wurden ein Joch in den Grund befestigt. Dazu musste der junge Carl im Sommer ins Wasser steigen. Ansonsten wurde der Bau vom Beiboot aus bewerkstelligt. Auf die Joche wurden möglichst lange Rundhölzer oder auch kleine Bäume gelegt und mit Tauen befestigt, um

möglichst vielen Jochen Halt zu geben. Darauf kamen dann verschiedene Lagen Hölzer, Bohlen, bis alles so stabil war, daß man die Ladung drüberkarren konnte. Alles zu diesem „Brückenbau“ Notwendige wie Hölzer, Bohlen, Tauen usw. war immer an Bord und wurde nach Gebrauch auch wieder mitgenommen für den nächsten Einsatz. Und als ich dann fragte,

Traum eines jungen Schiffers

Mädel, mein Mädel, nun bist Du bei mir an Bord,
und ich wollt, Du gingst nie wieder fort.
Was Du dir gewünscht, seit langer Zeit,
ist endlich nun Wirklichkeit

In deinen Augen seh´ ich die Freude glänzen,
ich weiß, wir werden uns trefflich ergänzen.
Ist uns´re Welt auch nur klein, uns ist es genug,
wir halten ja rein sie von Lug und Betrug.

Wir werden nicht zanken, werden nicht streiten,
wir werden nur gegenseitig uns Freude bereiten.
Freude soll fühlen die junge Brust,
das Auge soll sprühen, vor Frohsinn und Lebenslust

Zärtlich umfassen wird dich der Sonne Licht,
wird dir brennen die Wangen, das liebe Gesicht.
Und wenn die Wellen schäumen um unser´n Kahn,
kannst ruhend Du träumen, von deiner Zukunft Bahn.

Mit uns sind die Weiten, der ganzen Welt,
zu nächtlichen Zeiten im Sternenzelt.
Fern will ich dir halten Sorge und Leid,
und des Grames Gewalten nach Möglichkeit.

Wenn frohe Lieder erklingen, aus deinem Mund,
wird Freude dringen, auch mir zum Herzensgrund.
Und wirst Du einst fragen „warum sorgst du für mich“?
werd´ ich dir sagen: „Ich liebe Dich“!

Hamburg 1941

woher man wüsste, daß auch die erforderlichen 1,40 m Wasser unter dem Boot waren, sagte er geheimnisvoll - „*wir hatten doch eine Peil-latte!*“ Das war ein längerer Besenstiel, dessen erster halber Meter rot gestrichen war, der nächste halbe Meter - weiß und dann erfolgten Markierungen im 10-cm-Abstand, so daß, wenn man sie bis auf den Grund absenkte, die Wassertiefe nur abgelesen zu werden brauchte. Einmal bei Ahrensberg im Drewensee hatten sie doppelte Arbeit, als ein Schwerg (Gewitterfront) aufkam und das ganze Brückenbauwerk zerfetzte. Mühevoll musste alles im Wasser Liegende wieder eingesammelt werden.

Langholz für Hamburg wurde oft transportiert, die sogenannten Ramm-pfähle. Für die Duckdalben im Hafen. Was bitte? Duckdalben? Das waren die Holzkonstruktionen, an denen früher die großen Pötte in Hafentstädten festmachten. Acht Langhölzer

brauchte man für einen Duckdalben, vier an den Ecken und vier dazwischen. Man trieb sie schräg in das Hafenbecken und verband sie oben mit dicken Klötzern. Vielleicht gibt es sie ja noch in irgendwelchen Häfen... Vielleicht sogar in Hamburg?

Mit den Paddlern von damals steht er ein wenig auf Kriegsfuß, weil sie von den Fahreigenschaften eines Frachtkahns nicht viel Ahnung hatten. Zu oft fuhren sie ihm in die Quere, nur selten einmal fragten die damaligen Sportler, an welcher Seite sie vorbei fahren sollten. Und wenn dann noch die Flöße unterwegs waren (Holz für England) ... wurde es richtig eng. Und zudem waren die Flöße ja weit weniger navigierbar, als ein Wasserfahrzeug mit Steuer oder Ruder.

Er kennt die Seen mit ihren Eigenheiten im heutigen Mecklenburg und hier im Brandenburgischen wie seine Westentasche. Weiß, wo flache Stellen sind, denen man ausweichen musste, weiß vieles mehr... Doch dieses

Wissen hat er sich im Verlaufe der Jahre mühevoll erworben. Saß der Kahn mit der Spitze mal irgendwo in Ufernähe auf, gab es zum Loskommen eine Methode, die man „Zippeln“ nannte. Saß das Heck fest, fuhr man mit dem kleinen Beiboot den Anker weit weg und versuchte mit der Kraft der Ankerwinde, den Kahn wieder flott zu bekommen.

Gefahren wurde so lange, bis die Gewässer vom Eis überzogen waren. Auf der Elbe musste der Schiffer aufpassen: sobald die ersten Eisschollen angeschwommen kamen, musste der nächste Hafen zum Überwintern angelau-



fen werden - die Gefahr des Einfrierens war zu groß, auch wenn dann die Ladung seinen Auftraggeber nicht mehr rechtzeitig erreichte. Meist standen mehrere Kähne nebeneinander. So blieb eine Schiffsbesatzung ca. vier Wochen vor Ort, um aufzupassen und die anderen konnten nach Hause fahren. Natürlich wurde nach vier Wochen gewechselt.

Überraschte sie das hinderliche Eis auf den hiesigen Gewässern, aber nicht gerade im Heimathafen, so blieben sie auch manchmal über Winter auf dem Kahn. Carl Hahn erzählt, daß sie bevorzugt in Berlin überwinterten, weil dort die Kanäle eigentlich nicht zufroren. Für den Notfall hatten sie natürlich eine Wohnung - in Fürstenberg - „Unter den Linden“, gerade rüber vom „Deutschen Haus“...hmmm? Ach ja, da schräg gegenüber war doch das damalige Fürstenberger Kino... Lang, lang ist's her...

Und so kochte seine ab Heirat immer mit-fahrende Frau Winnifred (die übrigens das Schifferleben nicht als Last, sondern eher als

Lust empfand) eben auch manchmal im Winter auf der kleinen Kochmaschine auf dem Kahn. Im Sommer brodelte das Essen an Deck. Zuletzt übrigens schon mit Gas. Und auch elektrisches Licht hatten sie, wie auch warm Wasser, seit sie motorisiert waren. Der große Akku füllte sich selbständig beim Fahren. Im Winter wurde er zu einer Ladestation gebracht. Die Fäkalienentsorgung war noch nicht gesetzlich geregelt, wie heute. Alles ging über Bord... Trinkwasser mussten ihnen alle Anwohner an den Gewässern zur Verfügung stellen, egal, wo sie waren. Das war gesetzlich festgelegt. Es handelte sich in den ersten Schifferjahren ja meist um Pumpenwasser. Später gab es Trinkwasser „aus der Leitung“ und kostete zu DDR-Zeiten pro 1 m³ 50 Pfennig.



Die Kriegsjahre charakterisiert er mit den drei Worten „es war schrecklich“. Er hatte Glück - wurde nicht in den Krieg eingezogen. Sein Magenleiden brachte ihm den vorteilhaften Status „GvH“ - also (lediglich) „garnisonsdienstfähig in der Heimat“ ein. Zudem zählte er zu den im Transportwesen wichtigen, vom Kriegsdienst freigestellten, Personen. So belieferte er unter anderem zwei „kriegsentscheidende“ Firmen im Hamburg mit Holz. Diese stellten Kisten für den Transport von Lebensmitteln für die Front her. Zum anderen wurde das von Carl Hahn transportierte Holz zur Vergasung, als Antrieb für Holzgasmotore - auch von leistungsfähigen Schleppern - verwendet.

Den furchtbaren Angriff auf Hamburg, der Hunderttausenden Menschen das Leben kostete, erlebte er etwas außerhalb. Er lag mit seinem Kahn nebst Stoßboot an einer Munitionsfabrik zwischen Lauenburg und Jeeshacht. Aber warum denn ausgerechnet an einer bombengefährdeten Munitionsfabrik, fragte ich. Tja, meinte Herr Hahn - es war ein offenes Geheimnis: sie gehörte zu einem Großteil den

Engländern, wurde also folglich nicht angegriffen... Auf allem, was schwamm, flohen die Flüchtlinge aus dem bombardierten Hamburg in Richtung Binnenland. Auf allem, was schwamm, brachte man die Leichen in die andere Richtung zur Nordsee...

Seinen Kahn traf im Krieg keine Kugel, wie viele andere, obwohl massenhaft Tiefflieger auch über ihn hinwegdonnerten.

Die Lebensmittel waren knapp. Die Schiffer brauchten mehr, als ihnen auf der Schwerarbeiterlebensmittelkarte zustand. So ergab sich manchmal ein kleines Geschäft - die Bauern litten sehr unter den nächtlichen Stromsperrern. Die Ställe blieben ohne Licht, besonders in der dunkleren Jahreszeit, das Vieh konnte deshalb nur schlecht versorgt werden. So tauschte auch Herr Hahn das begehrte Petroleum gegen Lebensmittel. Viele Menschen ohne Besitz, ohne Garten, ohne Tiere im Stall, hätten in der Kriegszeit ganz besonders schlimm an Hunger gelitten.

In der Nachkriegszeit fuhr er für zwei, drei Jahre Langholz aus Mecklenburg für die Schweriner und Lübzer Schneidemühlen, das Ostseeholz.

Nach 1949 entstand der Betrieb „Deutscher Schiffs- und Umschlagsbetrieb“ (DSU). Durch ihren Beitritt gaben damit viele Schiffer ihre Selbständigkeit auf - wurden Vertragsschiffer auf ihrem einst eigenen Kahn. Seine Frau und Herr Hahn überlegten auch lange, ob sie Vertragsschiffer werden sollten. Sie entschieden sich für die Selbständigkeit

Er erinnert sich an viele Reibereien, weil die in der Schifffahrt oft unkundigen DSU-Vermittler Schiffsladungen vergaben, ohne davon ausreichend Kenntnis zu haben. Und das empfand er als einen verhängnisvollen symptomatischen Fehler - in diesen und den nachfolgenden Jahren - Menschen nicht nach ihren Fähigkeiten einzusetzen, sondern nach ihrem Parteibuch.

Am 13. August 1961 war sein Kahn der letzte, der die noch offene Grenze in Berlin, auf der Spree in Berlin-Mitte, an einem großen Mörtelwerk, passierte. Nach ihm wurde die Grenze für 30 Jahre dicht gemacht.

Danach durften sie die Westberliner Gewässer nicht mehr befahren. Es mussten große Umwege in Kauf genommen werden. Nach dem Bau des „Friedenskanals“ fuhren sie über Ketzin nach Potsdam. Nach Berlin mussten sie über die Oder fahren.

Herr Hahn meinte über sein Leben als Schiffer, daß es ihm so lange Spaß gemacht habe, wie die Schifffahrt noch eine historisch-traditionelle war. Mit Aufkommen der großen

Schubverbände und der Dominanz der Technik gegenüber den Menschen, verlor sie den ursprünglichen Reiz für ihn, den erfahrenen, zwar ursprünglich ungelerten, und dennoch durch die Praxis „gelernten“ Schiffer.

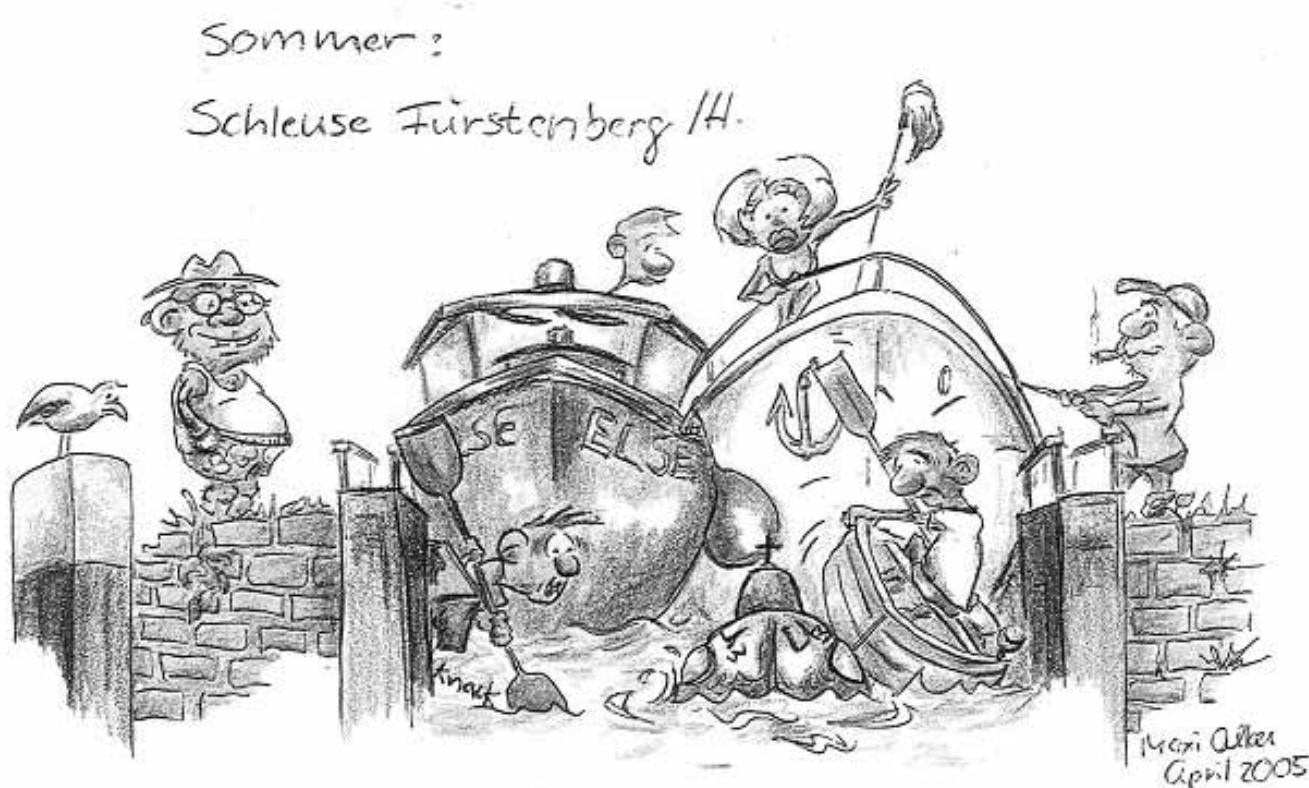
Er zitiert Schopenhauer oder Nietzsche - „Technisch haben wir uns zu Übermenschen entwickelt, aber moralisch sind wir nicht mal Menschen geworden“. Das ist ihm wichtig, an dieser Stelle zu sagen. Und auch die Reglementierungen der DDR wirkten sich, wie er sagte, nicht sehr positiv auf die Arbeitsfreude aus.

1970 mußte Carl Hahn sein Leben als Schiffer beenden, er war 59 Jahre alt, körperlich am Ende, krank. Der hier Geborene und den

Wasser schien geblieben zu sein

Herr Hahn wurde nun 60. Zur Ruhe setzen wollte er sich allerdings noch nicht. Er blieb dem Wasser verbunden als Tankstellenwart der Fürstenberger Wassertankstelle. Sehr bald nach seiner 6jährigen Arbeit dort, wurde sie dann abgerissen und wird heute noch von den Wassertouristen sehr schmerzhaft vermisst.

Dann entschloß er sich, endgültig Abschied von seinem Berufsleben zu nehmen - er wurde Rentner und hatte wieder mehr Zeit für seine Hobbys, die er sich eigentlich erst „an Land“ zugelegt hatte. Auch heute spielt er gern Schach, ebenso Pool-Billard und genießt das Hören ausgeliehener Bücher, nach denen sein wacher Geist verlangt. Und im Haus findet



größten Teil seines Lebens auf einem Kahn Beheimatete, fand im Jahr 1966/67 endlich eine dauerhafte eigene Bleibe in Fürstenberg, in einer Zeit, als es unglaublich schwierig war, eine Wohnung zu bekommen. Der auch recht geschickte Heimwerker Carl Hahn „veredelte“ ein schrecklich marodes, aber ausbaufähiges Dachgeschoß so, daß daraus eine gemütliche Wohnung für ihn und seine Frau entstand. Unbewusst wichtig bei dieser Wohnungswahl - so denke ich - könnte der weite Ausblick gewesen sein ... der Blick auf's Wasser - den Baalensee... Nach dem jahrzehntelangen Leben auf den Gewässern - die Sehnsucht nach dem

er trotz seiner 94 Lebensjahre immer wieder kleinere Aufgaben, die Geist und Körper wach halten.

Ich wünsche ihm eigentlich nichts sehnlicher, als die baldige Erfüllung seines inständigsten Wunsches, Fürstenberger Gesprächspartner zu finden, um in netten Gesprächen Gedanken über „Gott und die Welt“ auszutauschen, zu dem er Zeit seines aktiven Schifferlebens nicht kam.

Danke und alles Gute - Herr Hahn!
AHOI !!!



„Aber wenn der Topf nun ein Loch hat“

Eine Gemeinssinn-Aktion spiegelt deutsche Mentalität

Von Michael Wittke

Wo einst ein Haus stand, ödet seit Jahren eine kahle Fläche den eintreffenden Bahnreisenden an, wenige Schritte vom Bahnhof. Eine Wüste in der Bahnhofstraße von Fürstenberg, der Wasserstadt. Anfang 2005 kommt die Idee auf, die Stadt durch Pflanzungen zu verschönern. Bürger regen das an, die Verwaltung will es auch. In diese Diskussion bringe ich den Standort „Brache Bahnhofstraße“ ein.

Einige Fürstenberger Bürger verabreden sich, ein Aufruf wird in den Ladengeschäften verteilt und die Presse informiert. Ende April führen wir die Bepflanzungsaktion durch. Der erste „Fürstenberger Bürgergarten“ ist entstanden. Über diesen Bürgergarten freue ich mich seither bei jedem Gang zum Bahnhof; überdies gibt dieses Projekt Gelegenheit, die deutsche Seele zu studieren.

Und so fängt alles an: Eine Idee kommt auf. Das geschieht nicht gerade selten in Fürstenberg. Die Menschen hier wissen eigentlich ganz gut, was zu tun ist, was geschehen müsste. Aber nur zu leicht verschwindet eine Idee im Vielreden und Nichtstun. Oder im Warten darauf, ein anderer möge beginnen.

Ein Dutzend Bürger trifft sich zur Beratung über das Was, Wie und Wo in der Alten Reederei. Wer das Durcheinander solcher Versamm-

lungen nicht erträgt und deshalb zielführend moderiert, zieht damit am Ende unvermeidlich die Verantwortung auf sich, wenn es konkret wird. Deshalb moderieren die meisten so ungerne. Das Durcheinander schützt den einzelnen. Denn kollektives Scheitern erscheint sanft. Hat man aber die Verantwortung, kann das mitunter sehr wehtun.

Die Vorbereitung: Ein Abstimmungsgespräch bei der Stadtverwaltung. Die Stadt findet die Idee gut, kann es aber kaum glauben, was da vorgetragen wird. Ein wenig unheimlich ist es den Verwaltungsleuten sowieso, wenn Bürger etwas selbst machen wollen. Denn wenn das scheitert, haben sie womöglich mehr Arbeit, und wenn es - wider Erwarten! - gelingt, beschleicht sie das Gefühl, ihre Kompetenzen könnten beschnitten oder gar bestritten werden.



Ausgangslage: Die Wüste in der Wasserstadt, Bahnhofstraße 7

Ich stelle schließlich einen Antrag; das mache ich nicht als kollektive Tat, sondern presche vor, weil das Frühjahr sich nach dem Zeitgefühl der Natur entwickelt und nicht nach dem amorphen Bürger-Gruppen. Die Verwaltungsgremien beraten zügig und stimmen zu. Nun wird es wird also konkret. Ungläubiges Staunen bei den Initiatoren, Feindbilder wanken, doch Vorerfahrungen (oder Vorurteile?) motivieren, nach dem Pferdefuß zu suchen. Ein Termin für die Pflanzaktion wird angesetzt. Nun muss Erde her, Pflanzen und Leute, die letztere in erste bringen.

Die Stadt lässt eine erste Fuhre Substrat anliefern. Mitten in der Wüste prangt plötzlich ein Haufwerk aus Rohkompost, von Wurzeln durchsetzt. Die initiativen Bürger geraten darüber in helle Aufregung. „Haben Sie das gesehen, das kann ja nichts werden, da sind ja lauter Quecken drin. (Was haben Sie uns da bloß eingebrockt).“ Und: „Da müssen wir ja stundenlang harken!“ (Das habe ich doch gleich gewusst, dass ich das noch bereuen werde). Und: „Das reicht doch hinten und vorne nicht“ (Nun sieh mal zu, wie Du das Ding geschaukelt kriegst).

Alle reden darüber und machen sich am liebsten schlechte Gedanken. Ich frage bei der Stadtverwaltung nach und erfahre, dass a) im heißgerotteten Rohkompost keine Samen und Wurzeln überlebt haben können und er b) als dranierende Unterlage einer weiteren, der eigentlichen Lieferung des Kultursubstrates dienen soll, das c) dieser Tage in ausreichender Menge angeliefert werden soll. Die nächsten Haufwerke werden bald angeliefert. Zuvor hat der städtische Bauhof „wie von Geisterhand“ die Substratmassen breit ausgebracht. Sogar

eine Lieferung Hackschnitzel für den Wegebau gibt's als Dreingabe.

Der Aufruf, Pflanzen zu spenden erreicht mit Leichtigkeit das Ziel, eine Startausstattung für den Garten zusammen zu bekommen. Die Transportfrage wird zu zweit von den VW-Busfahrern unter uns erledigt. Auch mein Anhänger leistet gute Dienste.

Bis zu 25 tapfere Bürgerinnen und Bürger greifen schließlich zu Spaten, Schaufel und Harke und machen sich ans Werk. Immerhin. Allerdings: Es sind „immer dieselben“. Keine

Nun ist nicht zu bestreiten, dass viele kritische Fragen berechtigt sind. Man muss sich in der Tat überlegen, wie viele Leute teilnehmen würden, wie die Pflege gesichert werden könnte usw. Aber man muss sich auch der Tatsache stellen, dass niemand diese Fragen beantworten kann, bis man es wenigstens ein einziges Mal ausprobiert hat. Und darum geht es letztlich: Um den Mut, Neues zu wagen. Das schließt die Tapferkeit ein, das Scheitern in Kauf zu nehmen. Und das umfasst das Selbstvertrauen, im Lauf der Dinge, wenn Schwierigkeiten auftreten sollten, Kraft und Phantasie genug zu haben, Lösungen zu finden und sie auch umzusetzen.

Unbekannten, bis auf unsere jungen Gäste aus Frankreich. Die zahlreichen Aushänge und die Presseberichte sind jedenfalls wirkungslos verhallt. Am Ende des Tages haben wir dennoch eine „Blühende Landschaft“ geschaffen,

Es gibt Kaffee und Kuchen für die Pflanzler und Zuschauer und sogar Wasser für die Pflanzen, zum Angießen. Der Bauhof hat eine Tonne mit 600 Litern bereitgestellt. Von sich aus. Die Bürger sind beeindruckt. Das hätten sie der Verwaltung nicht zugetraut. Mich macht



Jessi, Ayleen und Lisa gehören zu den ersten Nutzern des Bürgergarten

soviel Fürsorge und auch der zeitweilig auftauchende Radlader des Bauhofes fast besorgt, dadurch könnte die bürgerschaftliche Eigeninitiative Schaden nehmen. Menschen überlassen das Handeln doch nur zu gern „denen da oben“.

Die Pflanzung selbst funktioniert beeindruckend anarchisch, unaufgeregt und spontan selbstordnend. Eigentlich sollte zuvor ein maßstablicher Pflanzplan gemacht werden. Aber es blieb bei der Ankündigung. Macht nichts: Eine schnelle Skizze meiner Frau gibt die nötigen Anhaltspunkte. Ein Rundweg gliedert

grob die große Fläche. Wo der konkret hin soll, regelt sich durchs kollektive Ausbringen der Hackschnitzel. Keiner gibt wirklich den Ton an, sondern mal die, mal der geben Hinweise und alle „machen es einfach“. Und siehe: Es wird.

Zwischendrin dann kleine Panik-Attacken ums Wasser: „Das Wasser ist auch schon alle“ hört man mehrfach rufen, aber wirklich „alle“ ist es erst, als alle Pflanzen angegossen waren. Zuvor wiederholte sich nur folgendes: Ein tapferer Wasserholer dreht den Hahn irgendwie falsch auf. Das Wasser dröppelt nur. Schlußfolgerung: Das

Wasser ist alle, reicht eben nicht, konnte ja nichts werden, die Stadt hat versagt, das wird nun alles nischt.

Dass es an der Handhabung liegen könnte, liegt offenbar nicht nahe. Nur zu gern erliegt man spontan der Versuchung, die schlechte Nachricht vom Ende allen Wassers lauthals zu verbreiten und zu klagen. Diese Nachricht erscheint aus den selben Gründen glaubwürdig und so helfen die meisten bei der Verbreitung der Fehlmeldung. Als sich ein Besonnener Mensch ein Herz nimmt und am Wasserhahn dreht, klärt sich der Irrtum. Aber es wird nicht

Kleines Wörterbuch des Gemeinten

Warum wir uns das Leben schwerer machen, wenn wir drumherum reden

Wie häufig, wenn etwas Neues angepackt werden soll, hat unsere Sprache eine Art doppelten Boden, wenn wir einer Sache noch unsicher sind: Man sagt dann oft etwas, meint aber eigentlich was anderes. Hier sind einige Beispiele aus dem Vorlauf der Begrünungsaktion. **Fett** ist gedruckt, was gesagt wird und danach stehen in *kursiver* Schrift Varianten dessen, was oft gemeint wird

Gute Sache, so müsste das sein. Das bedeutet eigentlich a) *Reden ist Gold, denn beim eignen Handeln bin ich kein Held.* b) *Geh Du voran, wir folgen Dir (vielleicht.)*

Dürfen wir denn das? a) *Das ist Sache der Verwaltung, darum brauche ich mich nicht zu kümmern.* b) *Das erlauben die da oben sowieso nicht.*

Wie wollen Sie das denn machen? a) *So ein Verrückter, das kann ja nur schief gehen.* b) *Hauptsache, ich blamiere mich nicht selbst dabei.* c) *Mach mal, dann bist Du verantwortlich und am Ende allein schuld.* d) *Der will sich ja wohl wichtig machen.*

Kommen denn da genug Leute? a) *Nachher stehe ich allein da und dann wird das zuviel für mich.* b) *Wenn andere kommen, brauche ich ja nicht dabei zu sein.*

Und wer soll sich anschließend darum kümmern? a) *Nachher bin ich noch dafür verantwortlich.* b) *Solche Selbstüberschätzung, damit blamiert er sich nur - ich nicht!*

Und wenn das nun einer kaputt macht? a) *Ich will am Misserfolg nicht schuld haben.* b) *Da es sowieso nichts wird, brauche ich erst gar nicht damit anzufangen.*



Nicht nur die jungen, auch ältere Bürger freuten sich über die unverhoffte Blütenpracht bis Ende Oktober.

wirklich daraus gelernt. Es gibt drei „Wasser-ist-alle-Meldungen“, bis die Tonne wirklich leer ist. Die Negativ-Erwartung ist allemal stärker als die positive Erfahrung.

Passanten staunen über das ungewohnte Treiben. Die zentrale Frage ist, wer denn diesen Subotnik verursacht habe, sowas gab seit Ende der DDR nicht mehr. Warum eigentlich nicht? Die Aufgaben liegen doch nur so auf der Straße herum.

Wir ernten überwiegend Zustimmung, doch zur spontanen Untertstützung kann sich niemand durchringen. Keiner legt Hand an, man muss ja gerade zum Einkaufen, nur für Ratschläge ist Zeit genug: „Hier sind aber ganz viele Scherben drin“, oder: „Das da ist doch nicht winterhart!“ oder fachmännische Urteile wie „Das wird aber ein Riesenaufwand, das nachher zu pflegen“. Ausnahme: Eine Beschimpfung, eine echte, ausgewachsene Beschimpfung, wie bekloppt man denn sei, sowas anzurichten, das könne doch keiner pflegen, dafür wolle man wohl Eineurojobber missbrauchen, so eine Sauerei! Aber das perlt ab.

Zuschauer bleiben also Zuschauer, da hilft offenbar kein Aufruf, keine Werbung. Enttäuschung macht sich breit über voyeristische Ignoranz, je weiter der Tag fortschreitet und die eigenen Kräfte schwinden fällt auf, wer alles nicht gekommen ist und wer schon wieder fort musste.

Aber dann gibt es einen Lichtstreif am Horizont: Vormalig Schaulustige kommen und

graben. Aber es ist keine echte Verstärkung, sondern nur ein Schichtwechsel. Sie kommen nämlich erst, als und weil ein anderer Gärtner fortgegangen ist, denn, wie sich herausstellt, kann man sich gegenseitig nicht leiden.

Von derlei Ausgrenzungen und Abgrenzungen gibt es noch mehr Beispiele: Der eine kommt nicht, weil ja der andere da ist oder sich öffentlich angekündigt hat. Wer weiß, in wieviel Fällen beide Antipathisanten fernblieben, aus Sorge, einander zu begegnen?! Sowas fällt in kleinen Städten natürlich stärker auf und ins Gewicht als etwa in Berlin, wo es solche kleinkarierten Abgründe natürlich auch gibt.

Ein sachliches Problem: Wie kommt das Wasser an die Pflanzen? Die Havel ist nah. Ich spende zwei Eimer und binde einen an das Brückengeländer, zum Schöpfen. Der zweite soll die Transportaufgabe übernehmen. Doch zehn Liter sind zehn Kilogramm; die Havel ist zwar nah, aber auch drei Meter sind viel, wenn man an zehn Kilo zieht. Und die Pflanzen haben solchen Durst... Für alte, ganz junge und wie auch immer körperlich eingeschränkte Menschen ist das nicht die richtige Tat. Mehrfach habe ich selbst an die dreihundert Liter auf die Fläche gebracht, ich weiß also gut, da werden dann doch schon die Arme lang.

Immerhin reichte es, die Anwuchsphase zu überbrücken, danach hatten die Regenmacher im Himmel ein Einsehen und halfen nach Kräften. Inzwischen dürfen wir durch die Kleingärten direkt an die Havel treten, das spart das fingerschnürende Ziehen am Eimer. Schließ-



Sven war der allererste Gießer. Da kommt Freude auf.

lich spendete ein Gast Geld für eine richtige Regentonne und die Nachbarn sorgten für die richtige Position ihrer Terrassenentwässerung. Das erleichtert die Bewässerung nachhaltig.

Natürlich gab es tatsächlich auch unangenehme Erlebnisse. Alkoholisierte Mitbürger schlurften gelegentlich pflanzenfeindlich durch die Rabatten, stürzen schon mal ein Gestell um, man will sich ja Stärke beweisen. Aber sie mäßigen sich offenbar dabei, so dass bisher keine ernsthaften Verluste zu beklagen oder auch nur sichtbare Spuren nachgeblieben sind.

Nach Einbruch der Dunkelheit wurden hin und wieder Leute beobachtet, die mit dem Auto vorfahren, um anschließend sorgfältig und gezielt Pflanzen zu entnehmen. Frei nach dem Motto, Volkseigentum gehört auch mir. Betrachten wir diesen Mundraub aber einfach als spezielle Form der Wertschätzung für den Bürgergarten.

Bizarr ist der Kampf gegen die Hinweisschilder: Sorgsam befestige ich sie immer wieder am Brückengeländer und an einem Regenwasserrohr. Aber der Ordnungssinn einzelner Beobachter erträgt diese freigeistige Doppelnutzung öffentlichen Eigentums nicht. Die Schilder werden abgerissen und in die Havel geworfen. Diesen Akt der Gewässerbelastung verträgt der Ordnungssinn offenbar.

Doch es gibt auch ganz bezaubernde Erlebnisse zu berichten, zum Beispiel von den anderen Nachbarn, die sich ohne weiteres unter die Schutzengel der Anlage mischten;

von der Fürstenberg-Freundin aus Berlin, die an Stelle eines eigenen Gartens nun den Bürgergarten pflegt und die Märchenecke plant ; von den Mädchen, die erst neugierig die Anlage und die angebundene Gießkanne betrachteten und gleich darauf gießend durch die Anlage stapften; und auch später immer mal wieder...; von der jungen Frau aus der Gruppe nächtlicher Heimkehrerinnen, die ruft, sie müsse noch ihren Freund begießen. Woraufhin sie zur Havel eilt und einen Eimer Wasser in den Garten schleppt und dem auserwählten Gehölz zukommen lässt; von dem Gärtner, der selbstlos und ohne Zögern den zerbrochenen Plasteimer durch einen kleineren Blecheimer aus eigenem Bestand ersetzt.

Dennoch gibt es Menschen, die den Bürgergarten als ein weiteres Beispiel für das allenthalben zu erwartende Scheitern allen Guten Willens ansehen. Da wächst ihnen zuviel Unkraut. Das ist doch kein richtiger Garten. Die Bank fehlt noch und es statt ihrer ist da nur ein alter Balken. Es sind zu wenige, die sich engagieren und ein Werkzeug in die Hand nehmen. Und so weiter und so fort.

Aber sind das nicht alles Kinkerlitzchen? Das kann den Erfolg des Bürgergartens doch nicht schmälern. Als eigentliches Problem offenbart sich bei solcher Kritik doch wohl eher diese Sicht auf die Dinge, die Neigung, jedes halbvolle Glas „praktisch leer“ zu nennen. Die Gewohnheit, immer wieder zu rufen, „und wenn der Topf nun ein Loch hat“. Vielleicht wären wir weiter, würden wir häufiger mal etwas wagen, statt stets nur Bedenken vor uns her zu tragen.

Allerdings muss man auf der anderen Seite nüchtern einschätzen, dass die Aktion bisher noch nicht zum Impuls geworden ist, der wirklich einen Sinneswandel im Städtchen in Gang setzen könnte. Der Kreis der aktiven Bürgergärtner ist auf ein gutes halbes Dutzend beschränkt geblieben. Da muss man gewiss anerkennen, dass die meisten Aktiven selbst einen Garten und / oder eine Erwerbsarbeit oder aber ein körperliches Handycap haben. Aber wie leicht ließe sich die Arbeit davontragen, wäre sie auf mehr Schultern verteilt?

Werben wir also nächstes Jahr stärker für den Wert und den Spaß am Gärtnern im öffentlichen Straßenland. Denn diese Stadt ist unsere Stadt, sie gehört allen, die darin leben. Niemandem kann es egal sein, wie sie aussieht und wie es sich anfühlt, hier zu Hause zu sein. Machen Sie mit?

„Und wenn der Topf nun ein Loch hat...“

Der Topf hat ein Loch, lieber Heinrich, lieber Heinrich
Der Topf hat ein Loch, lieber Heinrich, ein Loch!

Stopf's zu liebe Liese, liebe Liese, liebe Liese
Stopf's zu liebe Liese, liebe Liese, stopf's zu!

Womit soll ich's zustopfen lieber Heinrich, lieber Heinrich
Womit soll ich's zustopfen lieber Heinrich, womit?

Mit Stroh liebe Liese, liebe Liese, liebe Liese
Mit Stroh liebe Liese, liebe Liese, mit Stroh!

Das Stroh ist zu lang, lieber Heinrich, lieber Heinrich,
Das Stroh ist zu lang, lieber Heinrich, zu lang.

Hack's ab! liebe Liese, liebe Liese, liebe Liese
Hack's ab! liebe Liese, liebe Liese, hack's ab!

Womit soll ichs aber abhau'n lieber Heinrich, lieber Heinrich,
Womit soll ichs aber abhau'n lieber Heinrich, womit?

Mit'm Beil liebe Liese, liebe Liese, liebe Liese
Mit'm Beil liebe Liese, liebe Liese, mit'm Beil!

Wenn das Beil aber stumpf lieber Heinrich, lieber Heinrich,
Wenn das Beil aber stumpf ist lieber Heinrich, zu stumpf.

Mach's scharf liebe Liese, liebe Liese, liebe Liese
Mach's scharf liebe Liese, liebe Liese, mach's scharf!

Womit soll ichs denn scharf machen lieber Heinrich, lieber Heinrich,
Womit soll ichs denn scharf machen lieber Heinrich, womit?

Mit'm Stein liebe Liese, liebe Liese, liebe Liese
Mit'm Stein liebe Liese, liebe Liese, mit'm Stein!

Wenn der Stein aber zu trocken ist lieber Heinrich, lieber Heinrich,
Wenn der Stein aber zu trocken ist lieber Heinrich, zu trocken?

Mach'n naß liebe Liese, liebe Liese, liebe Liese
Mach'n naß Liese, liebe Liese, mach'n naß!

Womit soll ich'n aber naßmachen lieber Heinrich, lieber Heinrich,
Womit soll ich'n aber naßmachen lieber Heinrich, womit?

Mit Wasser liebe Liese, liebe Liese, liebe Liese
Mit Wasser liebe Liese, liebe Liese, mit Wasser!

Womit soll ich abers Wasser hol'n lieber Heinrich, lieber Heinrich,
Womit soll ich abers Wasser hol'n lieber Heinrich, womit?

Mit dem Topf liebe Liese, liebe Liese, liebe Liese
Mit dem TOPF liebe Liese, liebe Liese, mit'm Pott!



Wenn der Topf aber nun ein Loch hat...



Im Delikatladen

Von Felicitas Frei

Delikatläden waren eine besondere Einrichtung der DDR. Hier erhielt man für Ostgeld Lebensmittel, die es in den normalen Konsum- oder HO-Geschäften nicht gab. Natürlich waren die Preise entsprechend hoch. Aber wenn man Gäste erwartete, kaufte man ein bisschen Wurst oder Käse dort zusätzlich, um das sonst recht eintönige Angebot zu umgehen. Die Verkäuferinnen in diesen Läden glaubten oft ebenfalls, sie seien etwas Besonderes, wie ihre Ware. Eines Tages wollte auch ich uns etwas für einen festlichen Anlaß kaufen. Im

Laden waren drei Kundinnen. So auch eine sehr kleine, alte Frau mit stark rachitisch verkrümmten Beinen. Sie stand in Augenhöhe vor dem mit den Auslagen dekorierten Tresen und zwischen ihr und der Verkäuferin entspann sich folgender Dialog:

„Was ist das?“ „Das ist Käse mit Champignons.“ „Und was ist das?“ „Das ist Käse mit Salami.“ „Und was ist das?“ „Das ist Käse mit Paprika.“ Mit jeder Antwort wurde die alte Dame noch ein Stückchen kleiner. Schließlich fragte sie ganz verzagt: „Haben Sie nicht auch Käse ohne Geschmack?“

Plattdeutsch am 1. Mai

Von Dr. Marianne Haus

Die Einladung zu einem Unterhaltungsprogramm in plattdeutscher Sprache hatte ich rechtzeitig erhalten. Den Termin hatte ich mir gut vorgemerkt, denn das wollte ich keinesfalls verpassen. Vor allem auch, weil ich wissen wollte, wie viel ich noch verstehen würde, denn ich hatte nahezu 45 Jahre kein Platt mehr gehört.

Als der Tag kam - blauer Himmel, Sonne und Frühlingswärme - fürchtete ich nur, daß es die Menschen eher in die Natur als zu einem literarischen Programm ziehen würde. Und schließlich ist auch die alte Sprache, die einst im norddeutschen Tiefland vom Rhein bis an das Kurische Haff nicht nur gesprochen wurde, sondern allgemeine Schriftsprache war, seit der Reformation vom Hochdeutschen verdrängt worden. Und auch die Renaissance dieser Sprache vor mehr als hundert Jahren wie wir sie aus den Dialektdichtungen von Groth, Reuter oder Tarnow mit ihren meist heiterkomischen Sujets in Erinnerung haben, ist nur noch bruchstückhaft in unserem Bewußtsein.

Da war es ein hoffnungsvolles Zeichen, daß ich schon in der Parkstraße auf dem Weg zum Veranstaltungsort, dem „Haus an der Havel“, auf Gleichgesinnte stieß, die sich wie ich trotz des guten Wetters auf den Weg gemacht hatten. Gut, daß mir meine Freundin R. einen Platz freigehalten hatte, sonst hätte ich wohl stehen müssen! Meine nächste Überraschung war, daß schon vor Beginn die Tischnachbarn sich in Plattdeutsch unterhielten. Und plötzlich war mir die Mundart wieder vertraut. Fast vergessene Worte und Wendungen stiegen aus der Erinnerung empor. Die Veranstaltung war dann, wie ich sie mir schöner nicht habe vorstellen können.

Nach der Einleitung durch Frau Ilse Wernick, die den Abend initiiert und das Programm zusammengestellt hatte, wurde

erst einmal gemeinsam gesungen („Wo die Ostseewellen“), womit alle aufs „Mitmachen“ eingestimmt waren. Überhaupt fiel auch an diesem Abend Frau Wernicks kluge Dramaturgie auf: jeden Zuhörer „abholen, wo er herkommt“, gegensätzliche Genres auch gegeneinander zu behaupten, Kinder und Erwachsene gleichermaßen einzubeziehen, das Publikum zum Mitgestalter der Unterhaltung zu gewinnen. Nach ihren einführnden Worten und dem Chorgesang war das Publikum in bester Stimmung und scheute sich nicht mehr, auch später fröhlich mitzusingen. Wohl jeder stimmte ein bei „Pastuurn sin Kauh...“ und „Dat Du mien Lewsten büst“!

Überhaupt war es kurzweilig und unter-

Wo de Ostseewellen

Wo de Ostseewellen trecken an den Strand,
wo de gele Ginster bleugd in 'n Dünensand,
wo de Möven schriegen grell in 't Stormgebruus,
da is mine Heimat, da bin ick to Hus.

Dichter: Martha Müller-Grählert

haltsam, ob nun in seinen Gedichten oder Erzählungen (beeindruckend die Fabulierfreudigkeit von Herrn Traetow), den Volkstänzen und Liedern von kleinen Fürstenberger Schulkindern, dem Reuter gewidmeten Teil, in dem auch der Chor unter Leitung von Frau Lunkenheimer auftrat, der „Ick weit einen Eikboom“ und Stonns „Oewer de stillen Straaten“ sang, sowie in den Darbietungen aus dem Publikum (u.a. sang aus dem Stehgreif Frau Frede und rezitierte Reuters Gedicht „De Hülp“). Hervorzuheben auch der Gesang von Leopold, Louise und Lydia W. die ihre Soli mit schöner und geführter Stimme vortrugen und mit Recht ganz besonderen Applaus bekamen.

Auch die weiteren Vortragenden, Frau Gurke, Ehepaar Appel und Frau Wernick, trugen zum Gelingen des Abends bei.

Wenn ich das Erlebnis recht überdenke, so habe ich nicht nur erfahren, daß ich fast alles verstehen konnte (was ich insgeheim gehofft hatte), sondern, wie mich und alle Anwesenden das Heimische an der Mund-

art eingenommen hat. Im Zuhören, Mitsingen, Zusammensein wurde die Kraft der Volkserzähltraditionen lebendig. Jedes Lachen, Schmunzeln, Nachdenken kam aus dem Herzen, aus dem Alltäglichen und Geläufigen, das Vortragende und Zuhörer verbindet.

Ein ungewöhnlicher Markttag

von Waltraut Meinow

Frohe Botschaft in der Zeitung vom 10.08.2005 ! Ein regionaler Markt sollte einheimische Produkte anbieten! Endlich wird meine Idee umgesetzt, einen Verkaufsmarkt für Fürstenberger Kleingärtner einzurichten! Dachte ich...

Falsch gedacht! Lediglich vier gewerbsmäßige Regionalverkäufer standen ziemlich verloren auf dem weiten Markt. Der Fischer aus Himmelfort, die Wurstverkäuferin aus dem Thüringischen, ein Gemüsestand aus Templin, der u.a. einheimische Pfifferlinge für 12,99 € das Kilogramm anbot und die Klosterkräutergarten-Verkäuferin aus Himmelfort mit selbsterzeugten, wohlschmeckenden Waren.

Kleingärtner ??? --- weit und breit nicht zu sehen. Auch andere Fürstenberger dachten so wie ich, kamen und gingen enttäuscht von dannen. Man fragt sich - warum diese „Eintagsfliege“ und ausgerechnet am 10.08.2005? Des Rätsels Lösung stand tags drauf in der Zeitung. Die Kommission, die den Titel „Erholungsort“ verleihen wird oder nicht, hatte sich just für diesen Tag angesagt...

Die Erinnerung versprochenen schaften“ stellte staatlicher Funkwurde ... Auf dem geflügelte Wort Dörfer“... Nicht send... Dieses als-Sein-Gefühl“ unabhängig von

Also Bürger - erinnert Euch:

„Städte und Gemeinden

MACHT MIT!“

Auf neu-deutsch: „Pack ´n ´mer ´s an!!!“ Nicht nur für die Urlaubsgäste, sondern für uns!

an Zeiten vor den „blühenden Landschaft ein, wenn ein tionär erwartet Markt fiel gar das „Potjomkin ´sche ganz unpassend „Mehr-Schein-ist anscheinend politischen Systeme-

Ich jedenfalls wünsche Fürstenberg ehrlichen Herzens, daß sich die Kommission zukünftig im Sommer mindestens einmal pro Monat anmeldet, so daß die momentane Sauberkeit im Ort ein Mindeststandard wird und den Gast keines dieser „Potjomkin ´schen Dörfer“ erwartet.

Begrünung und Verschönerung der Stadt

Von Ingrid Raeder

Im Frühjahr trafen wir uns als „ALMANACH“-Gruppe zu einem Fest bei Frau Wernick. Unser Gespräch führte uns auch zu der Frage, was wir für die Verschönerung der Stadt tun könnten. Wir machten ein paar Plätze aus, um die wir uns kümmern wollten.

Das Grundstück „Bahnhofstr. 7“ gehörte dazu und wurde uns dafür von der Stadtverwaltung genehmigt. Ein Aufruf in der Presse bescherte uns Blumen und Helfer. Besonders der toom-Baumarkt spendierte uns eine große Menge Balkonkastenblumen. Die Stadt gab Mutterboden und Mulch dazu. Fleißige Hände zur rechten Zeit und reichlich Wasser aus angekarnten Wassertonnen bewirkten an einem Tag die Bepflanzung. Leider durften wir die kahlen Wände nicht berankeln lassen, da Eigentümerrechte dies nicht gestatteten. Aber ein größerer Mispelbaum durfte als Glanzstück seine Wurzeln in die tieferen Gründe ausbreiten.

Zwei Rosenbüsche, Stauden, Dahlien, Sonnenblumen, Sträucher und sogar drei Bambusflecken, höher als Mannsgröße, gedeihen nun auf dem ehemaligen „Schandfleck“. Allerdings haben sich auch Wildkräuter, manche sagen auch „Unkraut“, breit gemacht. Die Erde will ja ein geschlossenes grünes Kleid tragen. Mit der Wildkrautbekämpfung haperte es bisher, was sich langfristig vielleicht noch bessert. Angedacht ist, daß sich eine Gruppe dafür verantwortlich zeigt, die den Garten auch nutzen möchte. Dann könnten dort Märchenveranstaltungen usw. stattfinden. Eine Ecke dafür wurde freigelassen. Auch eine Steingartenecke im Schatten mit Bänken und Tischen, evt. ein kleiner Teich und eine Kräuterspirale sind denkbar.

Anfangs wurde Bewässerungswasser aus der Gänsehavel über die Straße geschleppt. Jetzt haben wir eine Regenwassertonne, die 300 Liter als Vorrat aufnimmt. Im hinteren Teil des Gartens habe ich einen Essigbaum gepflanzt. Wenn irgendwann einmal kein Bedarf am Garten sein sollte oder Helfer fehlen, kann zumindest dieser sich schön ausbreiten und uns im Herbst mit

seinen sich bezaubernd verfärbenden Blättern erfreuen.

Im September zeigte sich dieser Bürgergarten nicht ganz so verwildert, wie im Sommer, denn ich konnte Frauen gewinnen, mit anzu packen, auch andere Leute, die ab und an Lust auf eine Stunde werkeln haben. Aber die Sommerpause über fehlten dem Garten helfende Hände, die Wasser spendeten. Einige Pflanzen gaben auf, viele hielten durch und endlich war's üppig...

Weitgehend wurde sauber gemacht. Die Wildkräuter wurden größtenteils beseitigt, doch die Saat hat bestimmt im kommenden Jahr für unerwünschte Kräuter gesorgt. Ein Aufruf in der „GZ“ (Gransee-Zeitung) hat mir zwei tatkräftige Frauen zur Seite gestellt, die nun mit anpacken wollen. Die einzige Anliegerfamilie, die Einsicht in das Grundstück hat (auch ein „Auge“ auf die Anlage hält), ist mit Rat und Tat dabei. Der Junge hofft auf die Märchenecke, die ich ankündigte. Doch



bedarf es eines Einsatzes kundiger Hände, um die Überdachung und das Märchen „Gänseliesel“ an die Wand zu bekommen.

Alle sind aufgerufen, mit zu tun (auch in der „Bahnhofstr. 7“), um aus Fürstenberg/Havel wieder einen Kurort oder eine märchenhafte Wasserstadt werden zu lassen.

Vom Fischer und seiner Frau

Eine Märchendeutung

Von Ilse Wernick

Sie werden sich fragen, welchen Bezug dieser Artikel zu Fürstenberg hat? In der Serie der innerstädtischen Märchengemälde ist es seitens Herrn Korsinski angedacht, dieses als eines der nächsten Bilder in der Fürstenberger Innenstadt zu präsentieren.

Es gab in Mecklenburg erstaunlich viele Märchenerzähler und -sammler. W. Grimm

Goethe sagt dazu: „Darin bewährt sich jede Poesie, dass sie niemals ohne Beziehung auf das Leben sein kann.“

Wir können den Radius eng ansetzen und nach Belieben weit und weiter ziehen. Mich hat gerade dieses Märchen stark beeindruckt, so dass ich Ihnen meine Gedanken dazu mitteilen möchte. Ihre Gedanken gehen vielleicht einen anderen Weg. Märchen haben eben verschiedene Deutungsmöglichkeiten. Für Kinder ist eine Auslegung ungeeignet. Sie erfassen den Sinn intuitiv und bewahren ihn oft für ihr späteres Leben. Manche Psychologen nehmen gerne Märchenerfahrungen in ihre Therapie auf.

Sehr anschaulich schildert das Märchen den Fischer, wie er „saß und saß und angelte und angelte“. In dieser Wiederholung sehe ich einen typischen Mecklenburger vor mir: geduldig, ruhig und beständig. Seine Frau hingegen ist ganz anders geartet: lebhaft, phantasievoll, voller Pläne und Wünsche. Das Märchen erzählt uns, dass die Angel des Fischers bis auf den Grund geht. Und genau dort in der Tiefe liegen auch die verborgenen Wünsche und Sehnsüchte unserer Seele. Denn das wollen die Märchen sein: ein Spiegel unserer Seele. Das Verborgene wird an die Oberfläche gezogen und zeigt sich dem Fischer als ein Butt, der sich als verwunschener Prinz zu erkennen gibt und um sein Leben bittet.

Für den Fischer war es selbstverständlich, den sprechenden Fisch frei zu lassen. Als seine Frau von dem sprechenden Butt hört, wird ihr vermutlich bewusst, wie ärmlich sie wohnen. In einem „Pisspott“ hören wir und staunen, wie scharf und deutlich uns hier die plattdeutsche Sprache entgegentritt. Sofort schickt sie ihren Mann zu der Angelstelle, damit er dem Butt



erhielt eine Niederschrift dieses Märchens von Ludwig Achim von Arnim, erster Besitzer des Landgutes in Wiepersdorf, in „Platt“. Es wurde ausgewählt und in die „Kinder- und Hausmärchen“ aufgenommen. Vermutlich stammt es aus dem 10. Jahrhundert. Somit ist es sehr alt, aber nicht veraltet. Seine Aktualität liegt wie bei allen Märchen in der Wahrheitsfindung.

ihren Wunsch nach einem Häuschen kundtut. Seltsam ist, dass schon jetzt nach diesem verständlichen Wunsch das Wasser, das zuvor ganz klar war, eine gelbliche und grüne Färbung bekommt.

Ilsebills Ansprüche wachsen nach jeder Wunscherfüllung. Das missfällt dem Mann. Seine Gegenwehr ist wohl zu zaghaft, denn es gelingt ihm nicht, sie umzustimmen. Nur in seinem Selbstgespräch auf dem Weg zum Butt sagt er klar und deutlich, was er denkt: „... das ist nicht gut, das kann sie nicht machen.“ Sein Missfallen wird immer stärker. Das zeigt er dem Butt gegenüber allerdings nicht. So kann kein Vertrauensverhältnis aufgebaut werden. Die Anrufung ist gleichbleibend, sie durchzieht die ganze Geschichte. Die einleitenden Sätze wirken wie eine beschwörende Zauberformel: „Butt, Butt, Timpe Te ..“ Der nachfolgende Satz: „Meine Frau, die Ilsebill, will nicht so, wie ich wohl will“, ist schon zu einem geflügelten Wort geworden.

Auch der Butt zeigt bei den eskalierenden Wünschen Ilsebills keine Gemütsbewegung, er nimmt die Botschaft anscheinend gelassen und gleichgültig auf. Er antwortet dementsprechend immer mit den gleichen Sätzen. Die Dramatik, die in der Steigerung von Ilsebills Wünschen liegt, zeigt sich lediglich in den Vorgängen der Natur. Der Märchenerzähler lässt offen, wer hier der „Drahtzieher“ ist.

Schauen wir uns nun mal näher an, wie sich die partnerschaftliche Beziehung der beiden entwickelt hat. Nach der Befriedigung der materiellen Wünsche kamen bei Ilsebill Machtansprüche hinzu. Sie will Kaiser, König, Papst und zuletzt - Gott werden. Ihre Machtbesessenheit lässt keine menschlichen Gefühle mehr aufkommen. Anfangs ging sie ihrem Mann noch entgegen, nahm ihn bei der Hand, um ihm die neu gewonnene Pracht zu zeigen. Später blieb sie stocksteif auf ihrem Thron sitzen. Ein Gespräch in gleicher Augenhöhe war nicht mehr möglich, so abgehoben war sie jetzt. Bei dem Wunsch, Papst zu werden, dachte sie gewiss nur an die unendlich große Machtfülle und nicht daran, Menschen verantwortungsvoll zu führen. An die Ehelosigkeit dachte sie wohl auch nicht, denn schließlich brauchte sie doch ihren Mann als Vermittler und Laufburschen. Auch entspricht es nicht der Realität, dass eine Frau Papst wird.

Die Logik gehört allerdings auch nicht zu den Merkmalen eines Märchens. Es geht einzig und allein um die Botschaft der Wahrheit und um den Blick in den „Spiegel“. Ilsebills Wünsche gipfeln schließlich in der Äußerung, so zu werden „wie der liebe Gott“. Was mochte

sie sich dabei gedacht haben? Konnte sie überhaupt noch vernünftig denken? Jedenfalls erkannte sie nicht mehr, dass dem Menschen Grenzen gesetzt sind.

Ihre Aggressivität ihrem Mann gegenüber wird wort- und bildreich geschildert. Er bekam sogar Fußtritte und ihr böser Blick ließ in so erschauern, dass er aus dem Bett fiel. Man kann sie so richtig vor sich sehen, wie ihr die Haare wild um den Kopf fliegen und wie sie ihr Mieder zerreißt. Die Untermauerung durch die Natur bei diesen letzten Wünschen trägt apokalyptische Züge. Wir hören u.a., dass Häuser umgelegt wurden, Berge bebten und Felsen ins Meer rollten. So gerieten auch Menschen in Todesnot; das konnte kein gutes Ende nehmen. Doch blieb der Butt auch nach dieser letzten Wunschforderung gelassen, als er seine letzten und diesmal endgültigen Worte sprach: „Geh nur, sie sitzen schon wieder in dem alten Pisspott!“ - Und da sitzen sie noch bis auf den heutigen Tag.

*Wer Unrecht schweigend hinnimmt,
macht sich mitschuldig.*

Mahatma Gandhi

Und hier endet das Märchen.

Wo bleibt nun der gewohnte vertraute Ausgang eines Märchens, wo das Gute belohnt und das Böse bestraft und armen Menschen zu Reichtum verhelfen wird? Und wer ist hier überhaupt der - oder die - Schuldige? Für die meisten ist es klar: „Natürlich ist die Frau schuld!“ Sie ist die Verführerin, das steht schon auf den ersten Seiten der Bibel. Wer diesem alten Denkmuster verhaftet ist, den möchte ich trotzdem bitten, mit mir über die Haltung des Mannes nachzudenken. Auf den ersten Blick ist er treu, friedliebend, zuverlässig. Betrachten wir jedoch einmal die Handlungsweise des Mannes genauer: obwohl er mit den Wünschen seiner Frau nicht einverstanden ist, gibt er nach. Eine Nachgiebigkeit, die nicht aus Liebe geschieht, sondern eher aus Schwäche. Die Warnsignale der Natur lässt er außer acht. Er kehrte nicht einmal um, als er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte und Menschen in Todesgefahr gerieten. Fürchtete er sich vor den Eskapaden seiner Frau mehr, als vor den Naturgewalten. Weiterhin ließ er die feste Beziehung eines Dritten zu, die Fäden, insgeheim zwischen seiner Frau und dem Butt hin- und herliefen. Ja, er half sogar noch dabei, dass diese fest

und fester geknüpft wurden. Dass ihre Partnerschaft darüber in die Brüche gehen würde, hätte er merken müssen. Die Leere in der Beziehung, die sich schon frühzeitig eingestellt hatte, war der Auslöser für die Wünsche der Frau Ilsebill, die zur Maßlosigkeit führten. Eine innere Leere wird sich ausgebreitet haben, die gefüllt werden musste. In diesem Fall sollte dies durch Reichtum und Macht erreicht werden. Durch Liebe und Verständnis hätte ihr Mann dieses hohle Gefühl der Entbehrungen aufheben können. Das wäre ein tragender Grund zum selbständigen Aufbau ihres Lebens und Glückes gewesen. Der Mann lässt durchblicken, dass er ebenfalls ergriffen wurde von der Gier nach Reichtum und Macht, denn wenn er nach Hause zurückkehrte, sagte er jedes Mal zu seiner Frau, dass es doch schön sei, ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Er wollte allerdings auch, dass es dabei bleiben sollte. Wie sieht es nun mit der Schuldfrage aus? Bestraft wurden sie beide gleichermaßen, sie landeten dort, wo sie herkamen. Es hätte schlimmer ausgehen können. Auf jeden Fall - so meine ich - trug die Frau die größere Schuld. Den Partner möchte

ich wenigstens als mitschuldig erklären. Doch die Möglichkeit eines Neuanfangs war gegeben. Dazu müssten beide allerdings tief in den „Spiegel“ schauen, den Grund ihres Fehlverhaltens erkennen und entsprechend handeln.

Darüber nachzudenken, wie das geschehen könnte, überlasse ich meinen Lesern und Leserinnen. Die Resultate werden unterschiedlich sein, so unterschiedlich wie eben unsere eigenen Erfahrungen und die Erfahrungen unserer Mitmenschen sind. Die „Ilsebills“, die es in der Welt gibt, sind bunt gemischt. Sie können weiblich oder männlich sein, sie können als Alleinstehende oder in Partnerschaft leben, Politiker, Kleriker oder Wissenschaftler und dergleichen mehr sein. Sie sollten nur nicht im Schlamm einer anscheinenden Aussichtslosigkeit resigniert, uneinsichtig oder selbstherrlich stecken bleiben; auch nicht andere Menschen im Elend lassen, in das sie sie hineinmanövriert haben, weil sie die Grenzen der Menschlichkeit bis hin zur Unmenschlichkeit überschritten haben. Darin sehe ich die Botschaft des Märchens für alle Zeiten und besonders für unsere heutige.



Lucullus mit der Kriegsbeute Kirschbaum

Baum der Region: Der Kirschbaum

von Ingrid Raeder

Als ich in diesem Jahr auf meinem „Drahtesel“ an die Ostsee fuhr, über den neuen „Fahrradweg Berlin-Kopenhagen“, kam ich vorbei an ca. 80 jungen Süßkirschbäumen. Diese neue Kirschenallee heißt jetzt „Zur alten Kirschenallee“, zur Erinnerung an die vielen älteren Fürstenbergern noch namentlich bekannte „Kirschenallee“. Denn schon lange standen in der Gegend bereits Kirschbäume, an einem unbefestigten Weg. Doch die Bäume kamen abhanden, bis auf wenige Krüppel. 2001 wurde dieser nunmehr von Süßkirschbäumen gesäumte Weg zur Nutzung als „Fahrradstraße“ asphaltiert. Auf dem Fahrradweg nach Steinförde ist nicht immer solch Luxus anzutreffen, sondern auch Sand, Kopfsteinpflaster. Bei bestem Wetter erstrampelten meine Freundin Helga aus Berlin und ich die schönste wechselvolle Natur, fast ohne den Anblick von Autos.

Es gibt, wie fast überall, in Fürstenberg auch andere Kirschbaumarten, die übrigens zur Familie der Rosengewächse gehören.

Im „Havelpark“ - ein bisher touristisch ungenutztes dendrologisches Kleinod - ist

die aus Amerika stammende, sich stark vermehrende Traubenkirsche zu finden, und nicht nur dort, sondern sie ist großflächig im Fürstenberger Raum verbreitet. In Zeiten des Hungers hat manch einer von diesen Früchten gegessen und gemerkt, daß man sie lieber nicht essen sollte...

Nicht nur unbekömmlich, sondern gar giftig für uns Menschen (aber nicht für die Vögel), ist die immergrüne Tollkirsche (keine „richtige“ Kirsche, da nicht zu den Rosengewächsen gehörend), die - wie Herr Korsinski noch weiß - auch in einigen Exemplaren früher am Paulssee zu finden war. Man sieht sie aber auch im Fürstenberger Stadtgebiet. Aus dieser Kirsche wird der den Herzkranken helfende Wirkstoff „Belladonna“ gewonnen. Da sich früher Frauen diesen Saft aus Schönheitsgründen gern in die Pupillen träufelten, um sie zu weiten und dadurch noch unwiderstehlicher zu wirken, lag die Bezeichnung „Bella donna“ nahe, was nicht anderes heißt, als „schöne Frau“.

Der Urahn unserer heutigen Kirschbäume - die Vogelkirsche - kam vermutlich als kostbarste Kriegsbeute des römischen Feldherren Lucullus 74 vor Chr. aus dem pontischen Kerassos (Nordküste Kleinasiens) nach Europa. Aus diesem und weiteren „Wildlingen“ die heute bekannten edlen Sorten der Süß- und Sauerkirschen zu züchten, war ein langer, mühevoller Weg für die vielen namenlosen Baumzüchter.

Die Japaner feierten schon vor 1000 Jahren das Kirschblütenfest: wahrscheinlich nicht, weil die Kirschen schon sehr wohlschmeckend waren, sondern eher der zauberhaften Blüten wegen. Sie zogen mit Lackschachteln voll Nahrung und Getränken vor die Tore der Stadt und machten ein Picknick angesichts der schönen, im Frühlingssonnenlicht weiß leuchtenden Baumbüthenhaine.

Und auch hierzulande feiert man seit alters her in Werder das Baumbüthenfest, mit viel vergeistigten Kirschen. Damals, als noch eine Bahnlinie von Berlin dorthin führte, gab es auch einen mit Stroh ausgelegten Waggon,



Di jagt mir doch die Spatzen fort!

Illustration: Ludwig Richter

in den die Betrunkenen mittels Rutsche zum Rücktransport befördert wurden.

Die Kirsche ist ein Obstbaum mit vielen nützlichen Verwendungsmöglichkeiten, die der Mensch schon lange nutzt.

Die Blüten regen zum Feiern an. Die Früchte schmecken lecker und lassen sich vielfältig verwenden (roh essen, Kirschsuppe, Grießbrei mit Kirschen, Marmeladen, Konfitüren, Weine,

Liköre, Kuchen, Kompott, Saft gegen hohen Blutdruck).

Kinder hängen sich zwei zusammenhängende Kirschen gelegentlich noch über die Ohren.

Selbst die übrigbleibenden Kerne finden noch Verwendung - in Säckchen gefüllt, in der Mikrowelle auf Temperatur gebracht und ab damit ins Bett, einen Frierenden wärmen. Ein ganz besonderer Kirschkern ist im „Grünen Gewölbe“ (Schatzkammer des Sachsenkönigs August, des Starken) in Dresden zu besichtigen. Man glaubt es kaum - ein Meister soll darin ca. 180 Gesichter eingeschnitzt haben. Der Kern ist unter einer Lupe zu sehen.

Auch die Kirschblätter lassen sich verwenden. Nicht nur in England, sondern auch hier war und vielleicht ist es noch Brauch, Kirschblätter mit in die Lake von eingelegten Gurken zu legen.

Kirschbaumholz ist zum Verlieben schön mit seiner rosa-roten Maserung, die auf glat-

Wie es die Sage beschreibt, wurde die Stadt Naumburg im Mittelalter von den Hussiten belagert. Die Menschen begannen Hunger zu leiden. So entschloß sich ein Lehrer, mit seinen Schülern vor die Stadttore, zu den Besatzern, zu gehen. Alle Kinder trugen ein weißes Leichenhemd. Davon waren die Hussiten so beeindruckt, daß sie den Kindern Kirschen von den Bäumen der Umgebung schenkten, als Zeichen, daß die Belagerung aufgegeben wird. Auch heute noch feiern die Naumburger diese wundersame Rettung ihrer Stadt.

Wie kein anderer Obstbaum erfreut uns die Kirsche im Winter mit einem zeitlich ungewöhnlichen Blütenzauber! Sie müssen lediglich die Zweige - nach altem Brauch - am 4. Dezember, dem St.-Barbara-Tag, in warmes Wasser stellen. Dann blühen sie zur Weihnachtszeit. Den Vögeln, Bienen, Hummeln und anderem Getier dient der Kirschbaum als Nahrungsquelle. Die einen laben sich an den Früchten, die anderen an den Blüten.

Ameisen haben das austretende Harz an Baumwunden zu „Fressen“ gern und fungieren damit unbewusst als „Schädlingsbekämpfer“.

Ob Kirschen gesund sind? Natürlich, denn schon der griechische Arzt Dioskurides empfiehlt in seiner Arzneimittellehre „Gut dem Bauch“ den blutbildenden Saft der Früchte (rot wie Blut), der den Blutdruck senken soll. Unsere Großmütter mischten Kirsch-, Himbeer-, Brombeer- und Erdbeerblätter als entwässernden Schlangentee.

Unsere Großväter und viele andere Menschen genießen auch das gebrannte Kirschwasser, welches versüßt, die Schwarzwälder Kirschtorte zum Ruhm brachte.

Gehen oder fahren wir also mit all diesem Wissen durch unsere neue „Anlieger“- / Fahrrad-Straße „Zur alten Kirschenallee“ und wünschen den jungen Kirschbäumen, daß sie unbeschadet von den vielen ihnen drohenden Gefahren, sei es durch Witterung oder Menschenhand, zu stattlichen Bäumen heranwachsen, die einen heimischen Dichter möglicherweise zu einem ähnlich sinnreichen Gedicht inspirieren, wie dereinst der alte Fontane mit seinem „Der Birnbaum“ - „Herr Ribbeck von Ribbeck im Havelland...“ (siehe ALMANACH 2005).

Geh in den Garten am Barbaratag
Gehe zum kahlen Kirschbaum und sag:
Kurz ist der Tag, grau ist die Zeit,
der Winter beginnt, der Frühling ist weit.
Doch in drei Wochen, da würde geschehen,
wir feiern ein Fest, wie der Frühling so schön.
Baum - einen Zweig gib du dann von dir
und er wird blühen in seliger Pracht
mitten im Winter in der heiligen Nacht

Josef Guggenmos

ten Flächen gut zum Ausdruck kommt. Als ich meinen Mann kennen lernte und mit ihm zusammenging, gingen wir in Heidelberg zum Tischler / Trödler, der aus alten Möbeln Regale nagelte oder auch Möbel restaurierte. Da stand auch ein Kirschbaumkleiderschrank, den wir bewunderten, uns aber nicht leisten konnten: 50 DM. Aber wir gestatteten uns dieses gute Stück, an dem ich noch heute meine Freude habe. Er überstand viele Umzüge, da er zusammenlegbar und ohne Nägel gebaut war, aus der guten alten Biedermeierzeit stammend. Heute besinnt man sich auf dieses europäische Holz erneut, aber den Regenwald wird man dadurch nicht retten können

Selbst Frieden stiften können Kirschen. Sie glauben es nicht? Lesen Sie die fast unglückliche, aber möglicherweise wahre Geschichte.

Sofija Iwanowna Schkatula ist eine „Ravensbrückerin“. Sie war mehrere Jahre auch im Frauen-KZ Ravensbrück inhaftiert. Sofija weilte - neben anderen eingeladenen ehemaligen KZ-Häftlingen und deren Angehörigen aus der Ukraine - im April 2004 und 2005 auf Einladung des „Fürstenberger Fördervereins - Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück e. V.“ in Fürstenberg.

Diese Karte mit den folgenden Strophen eines Liedes von Mark Bernes übergab Sofija Iwanowna im April 2005 einer deutschen Freundin aus Anlaß des 60. Jahrestages der Befreiung des KZ Ravensbrück vom Faschismus. Sofija Schkatula schreibt auf der Karte:



Vergeßt nie!

*Дорогие друзья!
Поздравляю с 60-летием
освобождения от фашизма.
Желаю здоровья, счастья в
ваших семьях.
Хочу подарить вам песню, которую
пел Марк Бернес.*

— Я люблю тебя, жизнь,
Что само по себе и не ново.
Я люблю тебя, жизнь,
Я люблю тебя снова и снова

Вот уж окна зажглись,
Я шагаю с работы устало
Я люблю тебя, жизнь,
И хочу, чтобы лучше ты стала!

Как поют соловьи!
Полумрак, поцелуй на рассвете...
Есть вершина любви-
Это чудо великое – дети!

Вновь мы с ними пройдем
Детство, юность, вокзалы, причалы...
Будут внуки – потом
все опять повторится сначала.

Ах, как годы летят...
Мы грустим, седину замечая..
Жизнь, ты помнишь солдат,
Что погибли, тебя защищая?

Так ликуй и верши
В звонких звуках
Весеннего гимна!
Я люблю тебя, жизнь!

— И надеюсь, что это взаимно!

Liebe Freunde!

Ich gratuliere zum 60. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus. Ich wünsche Gesundheit, Glück in Euren Familien. Ich möchte Euch ein Lied schenken, das Mark Bernes sang:

Ich liebe dich, Leben,
Das ist an sich nichts Neues.
Ich liebe dich, Leben,
Ich liebe Dich immer wieder auf's Neue.

Da - die Fenster sind schon erleuchtet,
Ich komme müde von der Arbeit.
Ich liebe dich, Leben,
Und ich möchte, daß Du noch besser wirst.

Wie die Nachtigallen singen!
Es herrscht Halbdunkel, ein Kuß in der
Morgendämmerung...

Es gibt einen Höhepunkt der Liebe
Das ist das große Wunder - die Kinder!

Erneut durchleben wir mit ihnen
die Kindheit, die Jugend, Bahnhöfe, Hindernisse...
Es kommen die Enkel - und
alles beginnt von vorn.

Ach, wie die Jahre vergehen...
Wir sind traurig, wenn wir graues Haar bemerken...
Leben, erinnerst Du dich an die Soldaten,
die gefallen sind, weil sie dich verteidigt haben?

So jubele und vollende dich
in den klingenden Tönen einer Frühlingshymne!
Ich liebe Dich Leben!
Und hoffe, es beruht auf Gegenseitigkeit!

Übersetzung: Frau Witetschek

„Wir sind immer für Euch da“

Ein westdeutscher Brief an die Ostdeutschen

Liebe Bewohner des Jammertals Ost, man kann ja gespannt sein, ob dieser Brief überhaupt ankommt. Wie man hier bei uns so hört, sitzt die die Hälfte von euch klagend und jammernd zu Hause und die andere Hälfte hat sich in radikalen Parteizentralen verschanzt. Da trägt doch keiner mehr einen Brief aus. Da scheint doch gar nichts mehr zu laufen bei euch. Was ist denn nur los?

Wenn ich dem Spiegel glaube (und der ist schließlich eines unserer klügsten Informationsorgane), wollt ihr immer noch eine sozialistische Gemeinschaft, aber mit Bananen und Reisemöglichkeiten. Ihr wollt weiterhin Milliarden aus unseren Sozialkassen, aber ABM heißt bei euch angeblich „Arbeit bis Mittag“. Ihr wollt umsorgt und umhegt, aber dennoch ernst genommen werden. Ihr wollt, man höre und staune, „simple Antworten auf komplizierte Fragen“. Die könnt ihr kriegen. Nur - Streichel-einheiten sind das nicht.

Wir haben nun wirklich genug für euch getan. Jahrzehntelang Päckchen über Päckchen gepackt. Gut, es war der billige Kaffee und es waren die Sonderangebote. Aber für Trabi-Fahrer hat das doch gereicht. Wir haben euch Wolf Biermann abgenommen und dauernd die Platten der Heulsuse Bettina Wegner gekauft. Da hätten wir schon ahnen können, was uns blüht, wenn wir die Mauer abreißen. Trotzdem haben wir selbstlos Honecker verjagt und dafür die „Treuhand“ installiert. Was für ein hübscher Name. Und so passend. Zugestanden - nur sechs Prozent des Treuhandvermögens wurde an Ostdeutsche verkauft. Wir haben verhindert, dass ihr euch im Radius von 20 Kilometern um den Tränenpalast auch nur einen Schrip-pen-Laden unter den Nagel reißen konntet.

Aber ich schwöre, das haben wir nur für euch getan. Wir haben noch die letzte Mark zusammengekratzt und euch von eurem ganzen verrotteten Volksvermögen befreit. Mal ehrlich, ihr hättet doch gar nicht gewusst, was ihr damit machen sollt. Ihr hattet eine Bodenreform, aber hier ging es um Grundstücksspekulationen. Ihr hattet das Plansoll, aber hier ging es um Wettbewerb. Um die Feinheiten des Kapitalismus eben. Nach 40 Jahren Sozialismus hattet ihr davon doch keinen Schimmer.

Ihr kennt nur den Vollversorgungsstaat. Sichere Arbeitsplätze, niedrige Mieten, Kindergärten. Datschen und FDGB-Ferienhäuser. Und was ist bei dieser Idylle herausgekommen? Peinliche Mode, bröckelnde Fassaden und Sättigungsbeilagen. Mit denen man euch den Mund stopfen wollte. Ihr hattet nämlich die Schnauze zu halten. Nur dann nicht, wenn ihr euch bei „Kritik und Selbstkritik“ selber fertig machen musstet. Aber jetzt seid ihr frei. Versteht ihr? Freiheit! Früher habt ihr eure Kritik nur geflüstert

Für die Freunde der politischen Satire haben wir noch ein „Schmankerl“ - einen Auszug aus dem Buch „Hartz-IV - Eine Abrechnung“ von Gabriele Gillen, erschienen 2005, ISBN 3 499 62044 8, aus dem Rowohlt-Verlag (mit dessen freundlicher Genehmigung zum Druck speziell in diesem Fürstenberger „ALMANACH 2006“)

und schon hat euch irgendein Informeller Mitarbeiter verpetzt, heute könnt ihr alles laut und deutlich sagen und nichts passiert. Einfach nichts. Weil man euch dort, wo die Entscheidungen getroffen werden, gar nicht hören will. Und diese Freiheit haben wir erkämpft. Schritt für Schritt hat unsere Politik die globale, wirtschaftliche Verflechtung herbeigeführt. Ihr durftet nicht mal nach Ibiza reisen, und wir haben alle Barrieren für den grenzüberschreitenden Verkehr von Kapital und Waren abgeschafft. Ich will ja nicht überheblich sein, aber wir haben den Turbo-Kapitalismus erfunden und ihr das Ampelmännchen. Doch das ist jetzt nicht mehr rot, sondern

nur noch grün. Und bedeutet vorwärts und nicht rückwärts. Kapiert?

Ihr bewertet, schreibt der Spiegel, „die neue Welt mit den Maßstäben und Worten der alten, versunkenen“.

Ihr wollt also Pferdekutschen auf Autobahnen, Streichelzoos auf der freien Wildbahn, die automatische Krankenversicherung in der Marktwirtschaft?

Selten so gelacht.

Ihr wollt Chancengleichheit und Solidarität und Gerechtigkeit? Das hättet ihr doch gleich sagen können. Da hätten wir die Mauer gar nicht abgerissen. Wir dachten, euch reichen Bananen. Und die haben mit Gerechtigkeit rein gar nichts zu tun. Oder glaubt ihr etwa, Chiquita oder Dole seien US-amerikanische Begriffe für den Sozialismus? Nein, Bananen sind Kapitalismus pur - und den haben wir jetzt auch am Hals, wo die Mauer weg ist.

Ihr seid sensibel, ich weiß, weil wir eure sozialistischen Seelchen nicht immer nur mit Samthandschuhen gestreichelt haben, aber eure Opferhaltung ist auf Dauer wirklich nicht sehr unterhaltsam. Und geht außerdem völlig an den Tatsachen vorbei.

Wir sind es doch, die Grund zur Klage haben. Ich meine nicht die Milliarden, mit denen wir euch auf jedem Autobahnkilometer ein blitzendes Klohäuschen hingestellt haben (und jetzt haut ihr massenweise in den Westen ab, und kein Mensch braucht die Dinger mehr), ich meine unsere alte gute Bundesrepublik. Das Beste an eurem Realsozialismus war doch, dass er die Wirkungsmöglichkeiten des Kapitalismus geographisch begrenzte. Durch seine bloße Existenz hat er zügelnd auf die inneren Verhältnisse manches kapitalistischen Landes eingewirkt. Bei uns ganz bestimmt. Ohne eure so genannte Alternative hätten wir die „soziale Marktwirtschaft“ kaum gehabt. Unsere alte Bundesrepublik war eine Art Reflex auf die DDR und hat sich unter dem Druck der Systemkonkurrenz entwickelt. Unser Sozialstaat war die Antwort auf euren Sozialismus. Wir wollten beweisen, dass auch die freie Marktwirtschaft sozial verträglich sein kann. Wir wollten zeigen - ebenso wie ihr -, dass wir den besseren deutschen Staat haben. Waren das schöne Zeiten. Da könnte man regelrecht senti-

mental werden. Auch wenn der real existierende Sozialismus keine Alternative war, er hat uns an Ideen erinnert:

An zwei Jahrhunderte Freiheitserwartung der Arbeitsgesellschaft, an die Konzepte zur Humanisierung der Arbeit, an unsere Erkenntnisse über das „Ende des Wachstums“. An eine Gemeinschaft, in der sich Anerkennung nicht nur am DAX und die Zukunft nicht nur in Hartz bemisst.

Und jetzt?

Die Mauer ist weg, Gorbatschow ist nur noch ein eitler Vortragsreisender, und übrig geblieben ist der Kapitalismus, der nun die soziale Marktwirtschaft angeblich nicht länger finanzieren kann.

Also, ihr ostdeutschen Jammerlappen, raus aus der Depression! Wir brauchen euch. Erst bauen wir gemeinsam die Mauer wieder auf. 20 Prozent aller Deutschen, das belegen Umfragen, sind sowieso schon dafür. Dann aktiviert ihr die alten Strategen, davon habt ihr doch noch genug, und bastelt euren Sozialismus wieder hin. Falls ihr vergessen habt, wie es damals zugeing bei euch - und diesen Eindruck könnte man glatt haben - sind wir euch gerne behilflich. Westdeutsche Spezialisten für die ehemalige DDR haben wir bekanntlich in Hülle und Fülle. Wenn jemand weiß, wie ihr euch früher gefühlt habt, dann wir. Die BILD-Zeitung musste euch letztens sogar ein Foto von einem eurer trostlosen HO-Gemüseläden zeigen. Ihr habt offenbar alles verdrängt. Braunkohle, Bitterfeld, Bautzen. Dämmert euch da was? Egal, wir bauen euch die alten Kulissen gerne wieder hin. Alles, was uns gehört, werden wir uns natürlich vorher rausholen aus der künftigen NDDR (Neue Deutsche Demokratische Republik): Betriebsgebäude, Maschinen, restaurierte Fensterrahmen, Autobahnbeläge - und vielleicht auch die vielen funkelneuen Briefkästen. Aber am Ende wird alles prima. Ihr kriegt Egon Krenz zurück Und wir den guten alten Sozialstaat. So einfach ist das.

Und wem es dann drüben keinen Spaß macht, dem fällt bestimmt eines der alten Worte ein: Ausreiseantrag.

Keine Angst. Eure Schwestern und Brüder im Westen sind immer für euch da. Versprochen!“

So nah wohnt der Weihnachtsmann

von Horst Korsinski



Kindheitserinnerungen werden wach, nähert sich die Weihnachtszeit. Sie umfängt uns geheimnisvoll und viele Menschen entdecken bei sich dann oft vernachlässigte mitmenschliche Regungen. Spendensammler wissen das zu schätzen.

Meine Gedanken wandern zurück und auf einmal bin ich für einen Augenblick wieder Kind. Wir saßen am warmen Kachelofen, die Ofentür klapperte von der Hitze. Wenn ich in die knisternde Glut sah, fühlte ich mich eigenartigerweise sehr wohl und geborgen.

Zur Weihnachtszeit

***Ich träumte im dunklen Zimmer
Von einem strahlenden Baum.***

***Die Schneeflocken fielen,
man glaubt es kaum.***

***Verschwunden die Sorgen, geborgen im Glück,
eine Zeit meiner Jugend kam zurück.***

***Sterne am Himmel, trotz Schneeflockenpracht,
so geht's im Märchen - eine geheimnisvolle
Macht.***

***Die Flocken wirbelten viel Schönes hernieder -
Sie brachten mir die vergangenen Zeiten wieder.***

Leben wir Fürstenberger nicht ganz nahe am Weihnachtsland? Wohnt doch in Himmelpfort der Weihnachtsmann, den nicht nur Kinder über Deutschlands Grenzen hinaus mit ihren Wünschen anschreiben.

Schon in den 70er Jahren bekam der Weihnachtsmann nach Himmelpfort Wunschbriefe, obwohl zu dieser Zeit noch gar kein richtiges Weihnachtspostamt existierte. Die Briefe wurden privat und von einer Postfrau, die ein Herz für Kinder und deren Wünsche hatte, beantwortet. 1984 sind erstmals zwei Kinderbriefe eingetroffen (aus Berlin und Sachsen). 1985 sollen es schon 20 Briefe gewesen sein. 1989 wuchs die Zahl der Briefe bereits auf 75. Es folgte dann geradezu eine Briefflut, so daß die Wunschzettel nicht mehr im Stillen beantwortet werden konnten. Hilfskräfte wurden eingestellt und den Kindern in Heimarbeit geantwortet. Die „Deutsche Post AG“ beförderte 2003 rund 210.000 Briefsendungen von Kindern an den Weihnachtsmann und im Jahr 2004 ca. 250.000.

Himmelpfort, das Weihnachtsdorf, wirbt heute mit schönen Schmuckblättern, lockt mit Ersttagsbriefen sowie Sonderstempeln des Weihnachtspostamts (offiziell eröffnet 1994) und der Weihnachtsmann „wohnt“ in einer eigenen Stube, in der er seinen warmen Mantel ausziehen kann. Die „Weihnachtsstube“ ist ganzjährig geöffnet. In diesem Jahr werden erstmals mit dem Weihnachtsmann Kekse auf einem alten Herd gebacken.

Eine überlebensgroße, von einem Forstmitarbeiter mit der Säge „geschnitzte“, Holzskulptur des Weihnachtsmannes (Einweihung am 13.08.2004) weist den Weg zu ihm. Der Stall seiner Pferde konnte bisher nur vage ausgemacht werden.

In dem Laden „Zum Herrgottswinkel“ können Interessenten unter anderem zu jeder Jahreszeit Weihnachtsschmuck kaufen, so wie es sich für ein „Weihnachtsdorf“ gehört. So wird man im Übrigen am Ortseingang mit einem Willkommensgruß im Weihnachtsdorf begrüßt.

Einen weiteren Anziehungspunkt bildet der Weihnachtsmarkt am ersten Adventswochenende mit den kleinen braunen Verkaufsbuden,

die neben Weihnachtlichem auch Leckereien, Deftiges und wärmende Getränke bereithalten.

Ich erinnere mich an den Weihnachtsmann, der am 24. Dezember 1965 zu unseren Kindern auf einem Schimmel geritten kam. Sobald er am Hoftor klopfte, öffneten wir das Hoftor und unser Sohn gab dem Pferd Heu, das wir für unsere Kaninchen vorhielten. Dazu sang er:

„Horch nur, der Alte steht draußen vorm Tor, mit seinem Schimmelchen steht er davor ... Leg ich dem Schimmelchen Heu vor das Haus, packt gleich Knecht Ruprecht den großen Sack aus ...“

Der Weihnachtsmann führte außer dem Sack mit den Geschenken und der Rute eine große Stall-Laterne und Glocke mit sich. In den folgenden Jahren kam er meist mit einem Pferdegespann, da weitere Fürstenberger ihn erwarteten. Überraschenderweise ritt der Weihnachtsmann 1994 wieder auf einem Schimmel zu unserer Enkeltochter.

Etwa bis zum 1. Weltkrieg - so berichtete meine Mutter - zogen Weihnachtsmänner durch die Dörfer. Sie klopfen an und baten um Einlaß. Mehrere Männer mit einem tüchtigen Schwips und einer großen Kiepe mit durchnäßen braunen Pfeffernüssen traten ein. Sie waren bereits von Haus zu Haus gezogen und hatten natürlich überall einen Schnaps getrunken. Jetzt waren sie so angeheitert, daß sie den Weihnachtsbaum umstießen. Zu ihnen gehörte ein Ziegenbock, d.h. es war nur ein Ziegenbalg, den man in einer Truhe auf den Boden entdeckt hatte.

Am Heiligabend kamen neuerlei Gerichte auf den Tisch, darunter Grünkohl, Wellfleisch, Grützwurst, Genickbraten.

So wie bei uns der Weihnachtsmann und nicht zu vergessen auch der Nikolaus Geschenke für artige Kinder und an Erwach-



sene verteilt, ist es in anderen Gegenden Deutschlands das Christkindl oder das Kindlein. Es ließe sich viel von Sitten und Bräuchen um das Weihnachtsfest, den Weihnachtsbaum und die Krippenspiele aus aller Welt berichten - aber das ist ein gesondertes Kapitel.

Wir Fürstenberger jedenfalls haben und bekommen durch unsere Nähe zum Himmelpforter Weihnachtsland auch viele Verbindungen zu anderen Weihnachtsorten auf der Welt und können uns damit als weltoffene Stadt beweisen.

Seit März 2004 besteht eine Verbindung zur Christkindlstadt Steyr in Oberösterreich und seit November 2004 zum tschechischem Weihnachtsort Bozi Dar (Gottesgab).

Zur Himmelpforter Partnergemeinde, dem Christkinddorf Himmelpforten besteht seit dem 5. Juli 1997 eine Gemeindepartnerschaft.

Quelle: „Lieber, guter Weihnachtsmann..“ 20 Jahre Weihnachtsbriefe, „Heimatverein 'Kloster Himmelpfort e. V.'“



Sitten und Bräuche rund um Weihnachten

von Horst Korsinski

Weihnachtszeit!

Zeit der inneren Freude, der Liebe, des Lichts und des Geheimnisvollen.

Weihnachten (mittelhochdeutsch = wihenats) in den heiligen Nächten, in den Rauenächten, Mitwinternächten - das Wort Weihnachtsmann bezieht sich darauf.

Wie ist der Weihnachtsmann zu uns gekommen? Eine Frage, die man sich bei dieser prominenten „Person“ stellen muß.

Lange Jahre lebte er im Verborgenen, bis der große Maler Moritz von Schwind den Weihnachtsmann entdeckte und denselben 1847 zeichnete. Der Maler vermutete, den Winter persönlich vor sich zu sehen, als er einen alten Mann mit Lichterbaum durch die Straßen gehen sah und er nannte diesen Mann „Herr Winter“.

In Russland wird er Väterchen Frost genannt.

nicht nur der Gabensack, sondern auch die von Knecht Ruprecht entlehnte Rute, um die unartigen Kinder damit zu bestrafen. In weit zurückliegenden Zeiten war sie aber eine Fruchtbarkeitsrute.

Der Weihnachtsmann gilt als guter Gabenbringer. Auch Heinrich Hoffmann von Fallersleben muß den Weihnachtsmann „gesehen“ haben, denn schon 1835 dichtete er das Lied „Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben...“

Mittelpunkt von Weihnachten ist die Geburt des Herrn, für uns Christen der Grund, den Tag bzw. die Tage um Weihnachten festlich und in Freude zu begehen. Die Heiligen Drei Könige brachten dem Kind in der Krippe Geschenke. Auch wir beschenken uns und denken dabei auch an die Tiere.

Im Jahre 216 wurde der 25.12. als Weih-



Bevor Meister v. Schwind den Weihnachtsmann entdeckte, gab es den „Geschenkebringer“ aber schon. Er lebte im hohen Norden Skandinaviens, in Finnland, Dänemark und Deutschland.

Zum **Julfest** (nordgermanisches Fest der Wintersonnenwende) wurden geheimnisvolle Päckchen bzw. Pakete ins Zimmer geworfen. Der Beschenkte wusste aber nicht, woher die Gaben kamen. Bis heute hat sich dieser Brauch erhalten. Der Weihnachtsmann kam aus märchenhafter Ferne. Zu seinen Requisiten gehörte

nachtsfeiertag bestimmt. Ab dem Jahre 354 feierten die Christen das Weihnachtsfest. Ab 500 gibt es die Adventszeit = Vorbereitungszeit auf die Ankunft des Herrn. Advent bedeutet Ankunft. 826 wurde Advent durch die Kirchenversammlung in Aachen eingeführt.

1860 entsteht durch Johann Heinrich Wichern (1808-1881) im Rauhen Haus (Armen-Mission) der Adventskranz. Vom 01.-24.12. wird jeden Tag ein Licht angezündet, später reduziert man die Kerzen auf 4 Kerzen, für jeden Adventssonntag ein Licht.

Die erste Weihnachtskarte wurde 1843 in England entworfen und ab 1860 für den allgemeinen Postverkehr in größeren Mengen hergestellt. Etwas später kam der Adventskalender, um 1900.

Die **Weihnachtszeit** beginnt schon mit dem 11.11., dem Martinstag. St. Martin, ein römischer Offizier, teilte seinen Offiziersumhang mit einem Armen. Dieser Tag, der nach dem Heiligen Martin benannt ist, ist auch Martin Luthers Tauftag. Die ersten schlachtreifen Gänse werden angeboten. Der 11.11. war auch Tag des Lichts. Auf Hügeln loderten Feuer. Sie sollten den Feldern Fruchtbarkeit schenken. Es beginnt die kalte Jahreszeit. Es beginnt aber auch die **Karnevalszeit**.

Besondere Kalendertage haben auch besondere Merktage und dazu gehört auch der 11.11. Einer der Merksprüche lautet: „Mit den Federn der Martinsgans beginnt der Schneeflockentanz“. Wenn man am **Barbaratag**, den 4.12., Zweige in die Vase stellt, blühen sie Weihnachten. Diese Zweige sollen das Haus vor Unglück schützen.

Ein ganz besonderer Tag ist der 6.12. - der **Nikolaustag**. St. Nikolaus war Bischof von Myra, geb. um 280/86, gest. 06.12.345 oder 351 in Myra: er war Patron der Wirte, Schiffer, Fischer, Flößer, Müller, Bäcker, Kaufleute, Apotheker, Fleischer, Tuchhändler und der Feuerwehr. Um St. Nikolaus weben sich einige Legenden. Er soll ein Schiff mit Kirchenschätzen gefüllt haben, damit die Seeräuber Getreideschiffe für die hungernde Stadt durchließen.

Eine andere Legende berichtet, daß er einem armen Mann Geld gab, damit er seine Töchter zur Heirat aussteuern konnte. Drei Kinder soll er wieder zum Leben erweckt haben. Seit dem 10. Jahrhundert werden im Rheinland die Kinder an seinem Todestag, den 6.12. beschenkt. Aber auch Erwachsene können Geschenke bekommen. Nikolaus soll Matrosen aus Seenot gerettet haben. Ihm zu Ehren wurden Küsten und Handelswege Gedenkstätten. Nikolaus ist Schutzherr von Russland.

Am Abend des 5.12. stellt man Schuhe vor die Tür oder hängt einen Strumpf an den Türdrücker, bzw. faltet ein Boot aus Papier und lässt diese Dinge vom Nikolaus füllen, natürlich nur, wenn man im Jahr artig gewesen ist. Als ich Kind war, kam der Nikolaus auch in Person zu mir. Viele Fragen stellte mir der Nikolaus, z. B. ob ich gern zur Schule gehe. Meine Schulhefte musste ich vorzeigen usw. Zum Schluß der Begegnung musste ich über einen Knüppel springen, denselben hielt er aber so, daß es für mich möglich war.

Die geheimnisvolle Weihnachtszeit geht bis zum 6.1. Bis dahin sollte man den **Weihnachtsbaum** auch nicht entsorgen. Der Weihnachtsbaum hat eine längere Geschichte. Die Germanen sollen zum Julfest ihre Wohnstätten mit immergrünen Zweigen geschmückt haben. Die Redensart „auf den grünen Zweig kommen“ ist sehr alt und bedeutet Wohlstand zu bekommen. Der älteste Nachweis eines Weihnachtsbaumes soll das Jahr 1539 in Straßburg sein. 1570 wird der Weihnachtsbaum in Norddeutschland aufgestellt, geschmückt mit Brezeln, Datteln, Nüssen, vermutlich auch Äpfeln. 1600 ist der Weihnachtsbaum im Elsaß nachgewiesen. Vor 1700 soll man Nussschalen mit Öl gefüllt haben. Ende des 17. Jahrhunderts nahmen, die es sich leisten konnten, Wachskerzen. Erst ab 1830 kamen die billigen Stearin- und Paraffinkerzen. So daß sich auch ärmere Menschen Licht am Weihnachtsbaum leisten konnten. Der Weihnachtsbaum gilt als Baum der Erkenntnis, Symbol auch der Apfel.

Einige weitere Pflanzen, die gern als **Weihnachtsschmuck** genommen werden, sind - Mistelzweige (Schmarotzerpflanzen auf den Bäumen) Sie ist besonders in England als Weihnachtsschmuck beliebt, in den letzten Jahren aber auch bei uns. Unter einem Mistelzweig darf öffentlich geküsst werden. - Christ- oder Schneerose (Nieswurz), Zeichen der Freude mitten im kalten Winterleben. Im Weihnachtslied „Es ist ein Ros entsprungen...“ wird dieses besonders zum Ausdruck gebracht. - Weihnachtsstern - diese Pflanze kam aus Übersee nach Europa, Blume der Heiligen Nacht. Bei den Azteken - ein Reinheitssymbol.

Weiter beliebt für den Weihnachtsschmuck sind Weihnachtskaktus, Stechpalme (Ilex) und Efeu. Lametta hatte man schon im 18. Jahrhundert und der Glasschmuck kam im 19. Jahrhundert aus Thüringen. Dieser Schmuck soll das Gold der Heiligen Drei Könige symbolisieren. Papierketten am Weihnachtsbaum kommen aus Spanien. Die aus der Sklaverei freigekauften Christen hängten ihre schweren Eisenketten aus Dankbarkeit an das Portal der Kirche in Toledo. Die Ketten sind gesprengt und machen uns frei! Nüsse haben folgendes Symbol: das eingebettete Wort Gottes, das süße Innere spendet uns Nahrung und ermöglicht durch sein Öl das Licht.

Noch etwas zum **Weihnachtsgebäck**: Schon die alten Ägypter hatten Lebkuchen (Mehl, Honig, Koriander, Ingwer, Zimt, Anis). Um 1500 stellten die Klosterbäckereien Lebkuchen her, die an Arme und Bedürftige verteilt wurden. Lebkuchen bedeutet Heil- und

Arzneimittel. Spekulatius stammt aus Holland und heißt, aus dem Lateinischen übersetzt - Bischof (Aufseher) und erinnert damit an St. Nikolaus. Pflastersteine sind Honigkuchen in Würfelform. Mit einem weißen Zuckerguß. Sie sollen an die Steinigung des ersten Diakons der Christenheit - Stephanus - erinnern. Sein Gedenktag ist der 26. Dezember. Der Christstollen ist aber schon 1457 gebacken worden und symbolisiert durch das Übereinanderschlagen des Teiges das eingewickelte Jesuskind.

So wie bei uns der Nikolaus und Weihnachtsmann Geschenke für artige Kinder und an Erwachsene verteilen, ist es in anderen Gegenden Deutschlands das Christkindl oder das Kindlein.

Dem Schluß meiner weihnachtlichen Betrachtungen gehört die **Weihnachtskrippe**. Sie ist der Mittelpunkt und Höhepunkt des Weihnachtsfestes, denn durch die Geburt des Herrn wurde uns der Heiland Jesus Christus geboren, für alle, die an ihn glauben, der Retter. Franz von Assisi soll um 1220 in einer Waldgrotte die ersten lebensgroßen Figuren aufgestellt haben. Dieser Brauch wurde von anderen italienischen Klöstern und Kirchen aufgenommen und Ende des 16. Jahrhunderts durch Jesuiten und Dominikaner nach Deutschland gebracht. Die Krippenspiele kamen um 1200 auf. Die erste Krippe in Deutschland soll 1607 in einer Münchner Kirche gestanden haben.

Erst 1780 sollen privat Weihnachtskrippen aufgestellt worden sein. Die ersten Strohsterne kamen aus Schweden und Norwegen. Stroh war und ist dort in den Ställen und läßt sich gut als Baumschmuck verarbeiten. Man denkt an Bethlehem, an Ochs und Esel.

Den **Neujahrsbeginn** legte Papst Innozenz XII im Jahr 1691 fest. Der 25. Dezember war davor auch der Anfang des neuen Kalenderjahres. Innozenz verlegte die Neujahrsfeierlichkeiten zu Ehren für Papst Silvester auf den 1. Januar. Erst ab dem 18. Jahrhundert setzte sich der neue Jahresbeginn durch. Bis kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung begingen die Römer den Jahresbeginn am 1. März. In der Regierungszeit von Julius Caesar wurde er 46 v.Chr. auf den 6. Januar verlegt. Durch Papst Gregor XIII. wurde der gregorianische Kalender am 15. Oktober 1582 eingeführt. Russland führte diesen Kalender erst 1918 ein. Der 6. Januar wird in allen Kirchen des osteuropäischen Raumes als der wichtigste Tag im Weihnachtskreis betrachtet.

Der 31. 12. ist der Ehrentag von Papst Silvester, der am 31.01.314 in Rom geboren wurde und dort am 31.12.335 starb. Er ist

Patron der Haustiere, für eine gute Futterernte, sowie für ein gutes neues Jahr. Früheste Verehrung in Deutschland im 11. Jahrhundert Am 31. Dezember (Altjahrabend) sagte man „Prosit“, das heißt „es nütze“: Man sagte auch „Guten Rutsch“. Man aß Mohnpielen und Pfannkuchen, die ein Symbol für das Böse in der Welt darstellen. Die Hülle ist verkrustet, das Innere ist aber weiß.

Die Kreuzritter brachten das köstliche Marzipan aus dem Orient mit. Zucker, Rosenwasser und Mandeln ergeben Marzipan. Es soll zufällig bei der Belagerung einer Stadt entstanden sein. Da das Brot ausgegangen war, mixten sie ihre übrig gebliebenen Lebensmittel und das köstliche Marzipan entstand.

Es gibt für den 31.12. viele Bräuche. Mit Knallen sollten die bösen Geister vertrieben werden. Feuerwerk und andere Beleuchtungskörper sollen die nun wieder heller werdenden Tage ankündigen. Scherzhafte Sprüche gehören zur Belustigung. Beliebt sind die Glückssymbole Hufeisen: Schornsteinfeger, Fliegenpilz, Marienkäfer, Schweinchen. Geldbeutel, Pfennig, damit das Geld nicht alle wird. Ebenso sollen die Karpfenschuppen in der Geldbörse dafür sorgen, daß man immer Geld hat. Deshalb soll man wohl auch Silvesterkarpfen zu Mittag essen, aber Linsen sollen die gleiche Wirkung haben.

Eine schöne Sitte sind die Moostöpfchen mit Glückssymbol, die man kaufen und an Silvestertag dem Gastgeber schenken kann. Bunte Hüte, scherzhafte Knallbonbon; Papierschlangen und Konfetti gehören zur Belustigung. Früher soll man am letzten Tag sein Tongeschirr zertöppert haben, denn nichts Altes sollte mit ins neue Jahr genommen werden: Scherben bedeuten Glück, ein neuer Anfang. Drei weitere Sitten möchte ich vorstellen. Der Staub aus den vier Ecken der Stube gekehrt, soll am nächsten Morgen Gold sein. Im Backofen sollen die Mädchen ihren zukünftigen Bräutigam sehen. Rückwärts durch die Beine auf's Dach gesehen, soll die Zukunft zeigen - gegossenes Blei soll ebenfalls die Zukunft für's kommende Jahr zeigen.

In vergangenen Zeiten wurden mehr Neujahrs- als Weihnachtskarten geschickt. Für uns Christen bedeuten die Silvester- bzw. Neujahrglocken den Beginn eines neuen Jahres.

Am Epiphaniastag, den 6.1. (griech. epiphaneia = Erscheinung) ziehen die Heiligen Drei Könige, Kaspar, Melchior und Balthasar, von Haus zu Haus (die Könige werden auch Weisen genannt). Der Segen der drei weisen Heiligen soll Unheil von Hof und Wohnhaus fernhalten.

Am Vorabend des 6. Januar werden die Anfangsbuchstaben der Könige und die jeweilige Jahreszahl, z. B. 20 + C + M + B + 05 über den Haustürbalken geschrieben. C, M, B sind der Segensspruch „Christus mansionem benedictat“ = „Christus segne dieses Haus“.

Die 12 Nächte oder auch Raunächte beginnen am 24. 12 und enden am 06. Januar. In dieser Zeit sollen die Dämonen ihr Unwesen treiben. Man wollte sich schützen und räucherte in den „Raunächten“ - ein Faß mit glühenden Kohlen, das durch die Zimmer getragen wurde. In dieser Zeit durften keine Wäscheleinen gezogen werden. Man fürchtete, daß sich

dann aus der Familie jemand das Leben nehmen könnte. Hülsenfrüchte durften nicht gegessen werden, sonst hätte man unter Mücken zu leiden. In der Erde durfte nicht gegraben oder gekratzt werden, da es sonst ein Todesopfer in der Familie gäbe. In der „Heiligen Nacht“ sollen die Tiere unsere Sprache sprechen. Die Tiere wurden mit einer Oblate gefüttert. Es gab auch extra Futter.

Quelle:

„Nikolaus und Weihnachtsbaum“, Hartmut Ronge

Briefe an den Weihnachtsmann

von Ilse Wernick

Haben wir uns schon einmal Gedanken darüber gemacht, weshalb Kinder an den Weihnachtsmann schreiben, an den diese schon längst nicht mehr glauben?

Wir müssten die Kinder fragen und würden die unterschiedlichsten Antworten erhalten! Eines steht fest: Kinder haben Wünsche! Bedeutungsvoll ist es allerdings, daß sich manch ein „Wunsch-Brief“ in den letzten Jahren in einem „Kummer-Brief“ verwandelt hat, und es wurden von Jahr zu Jahr mehr!

Diese besondere Erscheinungsform hat die Himmelpforter Pfarrerin teilweise in eine ihrer Predigten eingebracht. Der Gottesdienst wurde am 2. Advent von einem Radiosender übernommen und direkt übertragen. Somit fließt Nachdenkenswertes in diesen Artikel mit ein.

Die Briefe spiegeln die Grundstimmung in den Familien und dem Umfeld wider. Die Kinder sind belastet durch Einsamkeit, Geldnöte, Arbeitslosigkeit, Eheprobleme und vieles mehr. In diesen Briefen schütten die Kinder ihr Herz aus und erleichtern ihre Kinderseele.

Den Postfrauen fällt es schwer, mit den üblichen Briefvordrucken zu antworten: sie sehen sich nicht nur einer Schar von „Kids“ gegenübergestellt, sondern Kindern, deren Hilferufe ernst zu nehmen sind! Die Eltern und andere schulden ihnen Geborgenheit

und Fürsorge, worauf jedes Kind ein Recht hat. Die fehlende liebevolle Fürsorge gibt es allerdings nicht auf dem Supermarkt zu kaufen, um dann auf dem Gabentisch am „Heilig Abend“ zu erscheinen. Noch etwas sehr Beachtliches ist über die Briefsendungen zu sagen. Es sind nicht nur Kinder, die den Briefen ihre Sorgen anvertrauen! Ab und zu findet sich unter der Briefpost auch ein Brief von Erwachsenen! Ähnlich haben es früher junge Mädchen mit ihren Tagebüchern gemacht, dem sie ihre Kümernisse anvertrauten und es dann sorgsam verschlossen. Und das hat oft geholfen, manchmal aber auch nicht. -

Um freundliche Zuwendung ging es der Himmelpforter Postfrau (Frau Matzke) vor 20 Jahren, die es nicht fertig brachte, die ersten Briefe an den Weihnachtsmann als unzustellbar zurückzusenden. Hat sie geahnt, was sie damit in Gang gesetzt hat?

Die ersten kleinen Schritte - wie zum Beispiel in Form dieser Antwortbriefe - sind es so oft, die die Welt bewegen und verändern! Sie sollten getan werden, von uns an jedem Ort und zu jeder Zeit!

Lesen Sie hierzu auch die vom Himmelpforter Heimatverein 2004 herausgegebene Broschüre „Lieber guter Weihnachtsmann... 20 Jahre Weihnachtsbriefe“

Einmal habe ich eine zeitlang in China gelebt. Ich hatte Heimweh nach Europa. Da war niemand, mit dem ich befreundet war und der sich darum kümmerte, wie mir zumute war. Ich kam mir ganz verloren vor in diesem Meer von fremden gelben Gesichtern. Und dann kam Weihnachten. Ich wohnte, bei Europäern, die chinesische Diener hatten. Der Oberste von ihnen war der Koch - Tatse-Fu, der große Herr der Küche. Er radebrechte deutsch und war der Dolmetscher zwischen mir und dem Zimmer-Kuli, dem Wäsche-Kuli, dem Ofen-Kuli und was es da eben sonst noch an Dienerschaft im Hause gab.

Am Heiligenabend - ich saß wieder einmal verheult in meinem Zimmer - überreichte mir Tatse-Fu ein Geschenk. Es war eine chinesische Kupfermünze mit einem Loch in der Mitte, und durch das Loch waren viele bunte Wollfäden gezogen und dann zu einem Zopf zusammengeflochten. „Eine sehr alte Münze“, sagte der Koch feierlich. „Und die Wollfäden gehören auch Dir. Wollfäden sind von mir und meine Frau und von Zimmer-Kuli und seine Schwester und von Eltern und Brüder von Ofen-Kuli - von uns allen sind die Wollfäden“. Ich bedankte mich sehr. Es war ein merkwürdiges Geschenk und noch viel merkwürdiger, als ich dachte. Denn als ich die Münze mit dem bunten Wollzopf einem Bekannten zeigte, der seit Jahrzehnten in China lebte, erklärte er mir, was es damit für eine Bewandnis hatte.

Jeder Wollfaden war eine Stunde des Glücks. Der Koch war zu seinen Freunden gegangen und hatte sie

gefragt. „Willst Du von dem Glück, das Dir für Dein Leben vorausbestimmt ist, eine Stunde des Glücks abtreten?“ Und Ofen-Kuli und Zimmer-Kuli und ihre Ver-

wandten hatten für mich, für die fremde Europäerin, einen Wollfaden gegeben als Zeichen, daß sie mir von ihrem eigenen Glück eine Stunde schenken.

Es war ein großes Opfer, das sie

brachten. Denn wenn sie auch bereit waren, auf eine Stunde ihres Glücks zu verzichten - es lag nicht in ihrer Macht, zu bestimmen, welche Stunde aus ihrem Leben es sein würde. Das Schicksal würde entscheiden, ob sie die Glücksstunde abtreten, in der ihnen ein reicher Verwandter sein Hab und Gut verschrieben hätte, oder ob es nur eine der vielen Stunden sein würde, in der sie glücklich

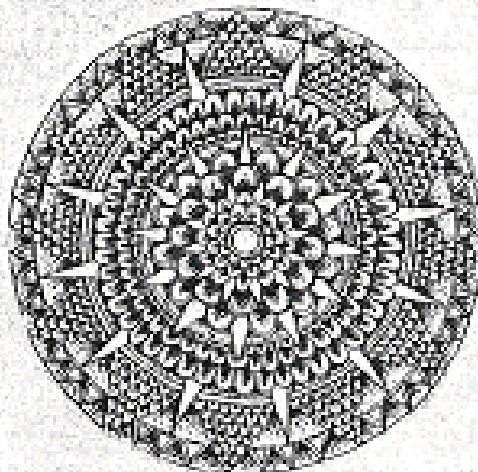
beim Reiswein saßen: ob sie die Glücksstunde weg-schenkten, in der das Auto, das sie sonst überfahren hätte, noch rechtzeitig bremste - oder die Stunde, in der das junge Mädchen vermählt worden wäre. Blindlings - und doch mit weit offenen Augen machten sie mir, der Fremden, einen Teil ihres Lebens zum Geschenk.

Nun ja - die Chinesen sind abergläubisch. Aber ich habe nie wieder ein Weihnachtsgeschenk bekommen, das sich mit diesem hätte vergleichen lassen. Von diesem Tag an, habe ich mich in China wohlgeföhlt. Und die Münze mit dem bunten Wollzopf hat mich jahrelang begleitet. Ich habe sie nicht mehr.

Eines Tages lernte ich jemanden kennen, der war noch übler dran, als ich damals in Shanghai. Und da habe ich einen Wollfaden genommen, ihn zu den anderen Fäden dazugeknöpft - und habe die Münze weitergegeben.

Das Geschenk

Verfasser unbekannt



Impressum

Dritte verbesserte Nachauflage, Dezember 2005

Der Almanach ist eine Publikation von Privatpersonen. Außer dem Druck werden alle Leistungen in ehrenamtlicher Arbeit erbracht. Es besteht keine Gewinnerzielungsabsicht. Etwaige Überschüsse sichern die Produktion der jeweils nächsten Ausgabe ab. Wir danken „Kommunikation & Management“ für die unentgeltliche Erstellung des Layouts und der Druckvorlage.

Redaktionskollegium: Jürgen Bünte, Horst Korsinski, Waltraut Meinow (federführend), Ingrid Raeder, Ilse Wernick

Verantwortlich im Sinne des Presserechtes: Waltraut Meinow, Fürstenberg / Havel

Die Autoren sind selbst verantwortlich für ihre namentlich gekennzeichneten Beiträge.

Gestaltung: Michael Wittke, Kommunikation & Management, Fürstenberg / Havel

Druck: CT-Neustrelitz

Herstellung: Waltraut Meinow

Abbildungen: Illustrationen: Horst Korsinski S. 1 (Verwendung der Titel-Illustration mit freundlicher Genehmigung des Eigentümers, Mario Oestreich), 5, 25, 4, 37, 38, 52; Maxi Alker S. 27 Fotos: Waltraut Meinow S. 4, 8, 11, 14, 17, 26, 46; Felicitas Frei S. 7; Michael Wittke S. 28-32

